

Die Gartenlaube



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Die Frau mit den Harsunkelsteinen.

Roman von E. Marlitt.

(Fortsetzung.)

Kopierrecht verboten.

Die jüngere Schwester der Frau Amtsräthin war an einen Universitäts-Professor verheiratet, dessen Name einen weit-
hingelenden Klang hatte. Er war Historiker und Archäolog, und
da ihm bedeutende Mittel zur Verfügung standen, so reiste er
viel, um für seine wissenschaft-
lichen Werke aus den Quellen
selbst zu schöpfen, und dabei
war ihm seine Frau ein treuer
Kamerad — Kinder hatten sie
nicht. Nach langem Aufent-
halt in Italien und Griechen-
land waren sie nun auch
wieder einmal in die Heimath
zurückgekehrt, und die Frau
Amtsräthin hatte sich glücklich
geschätzt, die Durchreisenden
auf einige Tage beherbergen
zu können, denn sie war sehr
stolz auf den Ruhm ihres
Schwagers.

Morgen aber hatte sie sich im Flurjaal, der offenen Salonthür
schräg gegenüber, hinter dem Büffet verkrochen — Professors früh-
stüdtet beim Papa. Und sie hatte große Augen gemacht; denn
der schöne alte Herr konnte lachen, wirklich so recht aus Herzens-
grunde lachen. Er hatte einen
herzlichen, weißen, bis auf die
Brust herabwallenden Vollbart
und dazu prächtige helle Augen
ohne Brillengläser. Und wie ein
Junger hatte er das Glas mit
dem funkelnden Goldwein ge-
hoben und einen schallhaften
Toast ausgebracht. Dann hatte
er von den Schliemann'schen
Ausgrabungen auf dem Berge
Tifflakitz erzählt, und sehr ver-
wunderlich war es dabei ge-
wesen, daß seine Frau, die
Großtante mit dem glatt-
geschneitelten, vollen Grauhaar
über dem klugen Gesicht, auch
drei gesprochen, und zwar
ganz mit demselben Verständ-
niß wie der große Gelehrte.
Ja, eine weite, wunderherr-
liche Welt voll alter, ver-
sunkener und nun wieder er-
stehender Geheimnisse hatte
sich da aufgethan, und die
lauschende junge Unwissende
hinter dem Büffet hatte sich
allmählich aus ihrer lauernden
Stellung aufgerichtet; dann
war es gewesen, als schleiche
ein leiser, nachtwandelnder
Fuß über den Flurjaal her,
bis das langaufgeschossene
Mädchen unsicheren Blickes,
in fluchtbereiter Haltung, aber
in athemlosem Hören die ver-
schränkten Hände auf die Brust
gepreßt, unter der Salonthür
erschienen war . . .



Hessisches Bauernmädchen. Nach dem Gemälde von Joseph Vieck.

„Meine Grete — ein schöner Vogel, wie Sie sehen!“ hatte der Papa mit der Hand nach ihr hingewinkt und damit den Zauber gebrochen. Im panischen Schrecken war der schöne Vogel von der Schwelle geflohen, hatte, verfolgt von einem vielstimmigen heiteren Gelächter, die Flursaalthür klirrend hinter sich zugeschlagen und war die Treppe hinab mehr gestürzt als gelaufen.

Alein Muth und trotziger Widerstand hatten nichts mehr genügt, die wilde Hummel hatte sich rettungslos auf ein fremdes Gebiet verlagert; Lernbegierde und Wissensdurst waren in der jungen Seele erwacht und hatten sie immer wieder zu Füßen der Erzähler geführt, und als nach acht Tagen der Wagen vor dem Lamprecht'schen Hause gehalten hatte, um die Fortreisenden nach der Bahn zu bringen, da war auch die „unmännliche Grete“ in Schleierhut und Reijemantel aus der Hausthür getreten, verweinten Gesichts zwar und den letzten Jammerlaut eines schweren Abschiedes auf den Lippen — aber man hatte sie mit nichten in den Wagen schleppen müssen, und sie hatte auch nicht geschrien, daß die Leute auf dem Markte zusammenlaufen müßten, fest entschlossen und freiwillig war sie mitgegangen, um bei Onkel und Tante zu lernen und sie auf ihren Reisen zu begleiten.

Darüber waren fünf Jahre hingegangen. Margarete war neunzehnjährig geworden und hatte das väterliche Haus nicht wiedergesehen. Ihre Verwandten, vorzüglich den Papa, hatte sie in der langen Zeit öfter, theils in Berlin, theils auf Reisen bei verabredeten Rendezvous gesehen, und in den letzten zwei Jahren waren die Besuche der Großmama in Berlin immer häufiger geworden; sie wollte die Enkelin heimholen; allein Onkel und Tante zitterten bei dem Gedanken an eine Trennung, und das junge Mädchen selbst verspürte nicht die geringste Lust, sich am heimischen Hofe vorstellen zu lassen, und so mußte die Frau Amtsräthin zu ihrem bittersten Bedrüb immer wieder allein zurückreisen.

Tante Sophie war, außer Herbert, die Einzige der Familie gewesen, die sich ein Wiedersehen mit „der Gretel“ hatte versagen müssen. Nein, das sollte ihr einmal Niemand nachsagen können, daß sie um einer Freude, eines Herzensbedürfnisses willen den Haushalt je, auch nur für ein paar Tage im Stiche gelassen hätte! Es ging eben nicht und ließ sich vor dem Gewissen nicht verantworten, und da hatte das dumme, alte Herz mit seiner Sehnsucht absolut nichts drein zu reden. . . . Nun machte sich aber der Ankauf neuer Teppiche und Portiären für die „guten Stuben“ durchaus nöthig, und Tante Sophies Pelzmantel verlor, trotz Steinflee und Pfeffer, seit Jahren die Haare — er mußte pensionirt werden. Ein neuer Pelzmantel war aber ein theures Stück, das konnte man nicht nur so verschreiben und wie die Käse in Sade kaufen, eben so wenig wie die kostbaren Teppiche und Portiären; da hieß es gleich vor die rechte Schmiede gehen, und deswegen dampfte Tante Sophie — viel eiliger als es nöthig, aber doch nur „aus wirtschaftlichen Rücksichten“ — eines Tages nach Berlin und stand plötzlich unter strömenden Freudenstränen in Margareten's Mädchenstübchen. Und was alle bittenden, süßen und strengen Worte der Frau Amtsräthin nicht vermocht, das that der Anblick der unvergeßenen mütterlichen Pflgerin; eine heiße Sehnsucht wallte in dem jungen Mädchen auf — sie wollte heim auf einige Zeit, heim, um über Weihnachten zu bleiben; Tante Sophie sollte ihr, wie einst dem Kinde, den Christbaum in der trauten Wohnstube anbrennen. Und so wurde verabredet, daß sie in der Kürze der heimkehrenden Tante folgen sollte, aber ganz im Stillen, Niemand durfte es wissen, Papa und Großpapa sollten übertrübt werden.

So geschah es an einem stillen, milden Abend zu Ende des Septembers, daß die junge Dame, zu Fuße von der Bahn kommend, den Thürflügel des Pachthauses hinter sich schloß und einen Augenblick lächelnd unter dem dunklen Thorwege stehen blieb — sie schien noch auf das Knarren und Röcheln des alten Holzgefäßes zu horchen, ob schon es sofort verhallt war. Gerade diese Laute hatten in ihr Kindesleben hineingeklungen, so weit sie zurückdenken konnte, in ihre Spiele im Hofe und oft noch aufschreckend in das süße Hindämmern des ersten Schlafes hinein. Und wie oft hatte Tante Sophie erzählt, daß gerade durch dieses Thor, Jahrhundert hindurch, die Leinenfrachten, dieses goldbringende Handelsgut der Lamprechts, in die Welt hinausgegangen waren! Das hatte die wilde Hummel damals nicht sonderlich interessiert; jetzt aber stog ihr Blick unwillkürlich empor, als müsse er, trotz

der Dunkelheit, an der Steinwölbung noch die Spuren der hochgehürmten Flammwagen finden können.

Zu welchem Lichte er schien ihr überhaupt jetzt der stille Hof des alten Patricierhauses, seit sie durch Studium und belehrende Reisen sehenden Auges geworden war! . . . Wie festgebannt blieb sie stehen, nachdem sie mit erregt pochendem Herzen einige Schritte vorwärts gelaufen. Unter ihren Füßen raschelte dürres Laub; die mächtig gewachsenen lieben Linden hatten bereits zum größten Theil die Blätter abgeworfen, und hinter den Stämmen dunkelsten die Mauern des uralten Weberhauses. Heute wie an jedem Abende kam der starke Lichtstrom der großen Wandlampe drüben aus den Küchenfenstern; er legte sich breit über den Hof hin, beschien grell wie immer seitwärts ein ganzes Stück des anstoßenden spüßhaften Flügels und hob das mächtige, feinerne Brunnent Becken inmitten des Hofes weiß aus dem Abenddunkel. Und jenes beleuchtete Stück Facade des zwischen das Pachthaus und das große, nächtliche, stillige Vorderhaus geklemmten Seitenbanes zeigte zur Ueberraschung der Heimkehrenden den edelsten Renaissancestil, und die Steinfigur, die sich hoch über den vier wasserpendenden Brunnensäulen hell bestrahlt erhob, und nach welcher ein Herbort und später auch Reinhold mit Kieseln geworfen, sie war eine feingliederte Brunnennymph von schönsten Ebenmaße — jeder der vandalischen Steinwürfe von damals entrühtete in diesem Augenblicke noch nachträglich die junge Kunstverständige. . . . „Die Thüringer Fugger“ hatten die Kauf- und Handelsherren Lamprecht einst um ihres Reichthumes willen im Volksmund geheißt — in dem Erbauer des Seitenflügels mit dem dazu gehörigen Brunnen hatte aber auch etwas von dem Kunstsinne der berühmten Augsbürger Leineweber gelebt; nur daß er seine Schöpfung, in herber, stolzer Verschmähung alles Ruhmens und Preisens, der Oeffentlichkeit entzogen und sie lediglich zur eigenen Augenweide und Befriedigung in der Verborgenheit aufgerichtet hatte. So war es recht! Die Tochter des alten Hauses hatte auch ihre Dosis Bürgerstolz im Blute mitbekommen — er trug in diesem Momente der Heimkehr seinen Theil an dem freudig erregten Schlage ihres Herzens. O ja, so ein ganz klein wenig „hochmüthig“ war man! . . .

Von der Brunnensfigur hinweg glitt ihr Blick über die Küchenfenster, und sie empfand eine helle Wiedersehensfreude und lachte in sich hinein — da war freilich von griechischen Linien nicht die Rede; Bärbe tauchte aus der Tiefe der Küche auf und trat in den hellen Lampenschein. Sie war noch ebenso bärenhaft vierköpfig und ungehobelt wie ehemals; das dünne, graue, um den Kamm gewickelte Zöpfchen am Hinterkopfe hatte sich in seiner Position ausgezeichnet konservert, und das Mundwerk ging stoll wie immer — einzelne Laute ihrer spröden Stimme kamen durch das offene Fenster.

Es ging überhaupt sehr lebhaft zu in der Küche. Verschleierte Hände mußten beschäftigt sein, das Geschirr abzuwaschen, denn es klirrte und klapperte ohne Aufhören; Bärbe und der Hausknecht trockneten die Teller, und ein hübscher, junger Bursh in seiner Livree ging eifertig ab und zu.

Ohne Zweifel war Diner im Hause. Margarete hatte schon beim Heraustrreten aus der finsternen Thorwölbung durch die Küchenfenster gesehen, daß droben in der Beletage, im großen Salon, der Kronleuchter brannte. Das überraschte sie nicht; Tante Sophie hatte ihr bereits in Berlin gesagt, daß jetzt immer „Etwas los sei“ zu Hause; zwischen den Leuten bei Hofe und Amtsraths sei große „Herlichkeit“, und der Papa sei dadurch ein gar gesuchter Mann — und die braunen Augen hatten dabei lustig gezwinkert. . . . Ei nun, da war ja die beste Gelegenheit, sich die Herlichkeit in Bausch und Bogen zu ansehen, ohne sich selbst sehen zu lassen, gleichsam von der Tiefe einer Theaterloge aus! Es galt einen Versuch! —

Sie ging durch den Hausflur in die Wohnstube. Da war es sehr dämmerig; das Gaslicht kam schwach durch die Fenster herein und warf nur einen intensiveren Lichtfleck auf die eine Wandfläche, auch auf das Zifferblatt der schönen, großen, wohlbekannten Standuhr. Das behäbig langsame Ticken des alten Inventarstückes verrieth die Heimkehrende herzbewegend wie ein Gruß von lieber Menschenstimme.

Tante Sophie war nicht da, sie hatte selbstverständlich oben „alle Hände voll zu thun“; dafür war das ganze, große Zimmer von dem Dufte ihrer Lieblingsblumen erfüllt — auf dem Eßtische

stand ein mächtiger Strauß von Leofoyen und Nefeda, wohl der letzte für dieses Jahr aus Tante Sophies eigenem kleinen Garten vor dem Thore — wie das Alles anheimelte!

Margarete warf Hut und Mantel auf einen Stuhl, schwang sich auf den hohen Fensterritt und sah hinaus, über den gasförmigen Markt hin. . . Alles wie sonst, da sie noch in den Kinderschuhen gesteckt und die scharfen Steinlaute des holprigen Pflasters unter den Sohlen gefühlt, da der kleine, zum Theil noch von wackeln Vertheidigungsmauern eiferfüchtig umschlossene Straßenzug, Stadt B. genannt, für sie die Welt bedeutet hatte, in der sie um jeden Preis leben und sterben gewollt! . . . Alles wie sonst, der bemooste Neptun auf dem Marktbrunnen, das Eckhaus schräg gegenüber mit seinem Steinbild über der gewölbten Thür — welches besagte, daß der Hausbesitzer zum Bierbrauen berechtigt sei — die schrille, kleine Glocke auf dem Rathhausthürmchen, die eben halb acht Uhr schlug, das ferne Klingeln verschiedener Schellen an den Laubthüren, und auch die edle Wisbegierde der guten Landsmänninnen, die dort in einem Trupp an der Straßenecke standen und, schlafende Kinder in ihre weiten, runden Kattunmäntel gewickelt, lange Häße machten; sie konnten sich nicht satt sehen an dem Kronleuchter, der droben in Lamprecht's guter Stube brannte, und zischelten wacker durch einander — der richtige, rechtschaffene Klatsch an der Straßenecke!

Die junge Dame verließ ihren hohen Standpunkt am Fenster und lachte — sie machte es ja nicht besser als die schnatternde Gesellschaft da drüben, sie hüchelte ja jetzt auch hinauf, um zu sehen, was Alles dieser Kronleuchter besahen. . .

8.

Das lautlose Hinhören wurde ihr nicht schwer. Ein neuer, breiter Läufer von dicklaunigem Teppichstoff verdrängte jeden Fußtritt auf der Treppe. Vor Margarete her eilte der Livreebediente mit einer Platte voll Selterswasserflaschen hinauf; er bemerkte die junge Dame nicht, und droben ließ er achlos die Thüre offen, weit genug für einen Fiederwisch wie sie, meinte sie und hüchelte durch den Spalt.

Der Flurjaal war spärlich beleuchtet; nur aus der weit offenen Salonthüre strömte der Kerzenglanz und theilte als breiter Streifen den mächtigen Raum in zwei Hälften, und in dem Moment, wo der Bediente mit seinen Flaschen in die offene Salonthüre trat, schlüpfte Margarete hinter ihm weg in den dunkelnden Hintergrund und trat in eine der Fensternischen.

Sie konnte einen großen Theil des Salons überblicken; und es war wirklich, als sähe sie in der Theaterloge und sähe ein interessantes Lustspiel. . . Der ersten Liebhaberin — das war die junge Fremde dort an der Tafel zweifellos — konnte sie gerade in das Gesicht sehen; es war ein hübsches, volles, ruhig lächelndes Gesicht auf schneeweißem, rundem Halse und breiten, üppig schönen Schultern. Die junge Dame sah so, daß für die Beschauerin draußen der alte berühmte Lamprecht'sche Tafelaufsatz, ein mächtiges, mit Früchten und frischen Blumen beladenes Kaufmannschiff von gediegenem Silber, dicht neben ihr zu stehen schien — das gab ein farbenprächtiges Bild; frischer waren die Blumen auch nicht, als der blonde Mädchenskopf mit seinem strahlenden Teint. . . Also, das war sie, diese Heloise von Taubened, die gegenwärtig eine so dominierende Rolle bei „Amtsraths“ spielte! . . . Nun, verwunderlich war es gerade nicht, daß die Großmama über diese neue Beziehung so „ganz und gar aus dem Häuschen“ sein sollte, wie Tante Sophie sich in Berlin ausgedrückt hatte. Eine Nichte des Herzogs — sei es auch nur die Tochter des verstorbenen apanagierten Prinzen Ludwig aus einer unebenbürtigen Ehe — dereinst Schwiegertochter nennen zu dürfen, das übertraf ja weit, weit Großmamas kühnste Wünsche! Wie sie wohl dies unmenschliche Glück trug?

Nun, die ehrgeizige alte Dame lehnte denn auch dort an der Schmalseite der Tafel mit stolzigem Gesichtsausdruck und die Hände fast andächtig gefaltet, in ihrem Stuhl und verwandte kein Auge von der blonden Schönheit neben dem Sohn, dem einzigen, vergötterten, der in rapider Geschwindigkeit Staffeln um Staffeln im Staatsdienst erstieg und mit neunundzwanzig Jahren schon „ein Herr Landrath“ war. Wie oft hatte Margarete als Kind ihn aus Pappas Munde spottweise „unser zukünftiger Minister“

nennen gehört! Nun war er in der That dem hochgesteckten Ziel nahe, wie Tante Sophie in Berlin erzählt. Sie hatte gesagt, man munkelte bereits im Lande, daß ein Wechsel in Sicht sei — der bisherige Chef des Ministeriums trünke und habe den Wunsch, nach dem Süden zu gehen. Schlechte Leute aber behaupteten, Seiner Excellenz thue keine Ader weh; die Diagnose rühre nicht vom Arzt, sondern von einer hohen Persönlichkeit her, und der Herr Landrath Warichall würde, trotz seiner wirklich ausgezeichneten Fähigkeiten, keinesfalls den Hartsprung in die hohe Stellung machen, wenn nicht eben — jenes Fräulein Heloise von Taubened wäre. „Ja, die Welt ist gar schlecht mit ihrer losen Zunge!“ Damit waren diese neuesten Nachrichten aus der Heimath unter bedauerlichem Achselzucken geschlossen worden; aber der Schalk hatte der Tante aus jedem Augenwinkel gelacht. Uebrigens sei Herbert wirklich ein vornehmer Mann geworden — hatte sie sich beeilt hinzusetzen — wie geboren zu einer hohen Beamtenstellung, wo man sich gegen Krethi und Pletzi abschließen müsse. . .

Nun ja, er war ein hübscher Mann geworden, eine rechte Diplomatenfigur mit seiner vornehmen Sicherheit in Thun und Wesen. Wenn sie ihm in der Fremde plötzlich begegnet wäre, da hätte sie vielleicht gestutzt, aber auf den ersten Blick ihn sicher nicht erkannt. . . Sie hatte ihn lange nicht gesehen, es mochten wohl sieben Jahre darüber vergangen sein. Als Student hatte er seine Ferienzeit meist auf Reisen verlebt, und wenn er ja einmal nach Hause gekommen, da war sie dem „eingebildeten Studiosus“, der immer noch keinen Bart und deshalb auch kein Anrecht auf den diktatorisch geforderten Dinkeltitel gehabt, klügelig aus dem Wege gegangen, und er hatte nie gefragt, wo sie fiede — selbstverständlich! —

Nun war ihm aber der Bart gewachsen, ein schöner, dunkler, am Kinn leicht getheilter Vollbart, und aus dem mischardeten Studenten war ein Herr „Landrath“ geworden, der noch dazu mit vollen Segeln auf seine Verheirathung losfuerte und binnen kurzem eine Tante an seiner Seite haben würde; da konnte man mit gutem Gewissen „Dinkel“ sagen — ja wohl, unbedenklich! Das junge Mädchen in der dunklen Fensterecke lächelte schelmisch und ließ die Augen weiter schweifen.

Bei Betreten des Flurjaals war ihr ein lautes Stimmen-durcheinander entgegengekommen; man hatte sehr lebhaft gesprochen, und sie meinte auch, Großpappas geliebte, rauhe Stimme herausgehört zu haben. Mit dem Eintritt des Bedienten jedoch war es stiller geworden, und jetzt sprach nur eine einzige, ganz angenehme, wenn auch etwas fette Frauentimme; sie schien ermaßen zu dominieren und in der Modulation lag, besonders wenn es galt, eine eingeworfene Frage zu beantworten, eine merkwürdige Herablassung. Margarete konnte die Sprecherin nicht sehen; sie mochte dem Papa zur Rechten sitzen, während Fräulein von Taubened links seine Nachbarin war.

Die unsichtbare Dame erzählte einen Vorfall bei Hofe, hübsch und anschaulich, und unterbrach sich nur manchmal mit einem „nicht wahr, mein Kind?“ — was die schöne Heloise stets mit der Antwort „gewiß, Mama!“ prompt und gleichmüthig bestätigte. So war es also Frau Baronin von Taubened, die Wittve des Prinzen Ludwig, welche neben dem Papa saß. . . Wie stolz er ausah! Die finstere Melancholie, welche die Tochter bei jedem Wiedersehen aufs Neue erschreckt hatte, schien heute wie weggeblasen von den schönen, wenn auch stark alternden Zügen. Die Großmama war somit nicht die Einzige, die sich in den Strahlen des über der Familie aufgehenden Glücksgestirns sonnte. . .

Frau von Taubened beschrieb eben mit gesteigerter Lebendigkeit, wie das Pferd des Herzogs alle Anstrengungen gemacht, seinen Reiter abzuwerfen, als sie plötzlich aufhorchend verstummte. Ueber ihre ziemlich laute Stimme hinweg schwebte ein Klang in das Zimmer herein, ein langausgehaltener Ton — er schwoll und scholl und blieb doch geisterhaft zart und unirdisch, bis er plötzlich abriß, um eine Terz tiefer einzusetzen.

„Magnifique! Was für eine Stimme!“ rief Frau von Taubened halblaut.

„Bah — 's ist ein Junge, gnädige Frau, ein aufdringlicher Bengel, der Einem seine Kehlkörner an den Kopf wirft, wo man geht und steht!“ sagte Reinhold, der an der Tischdecke neben der Frau Amtsräthin saß — seine schwache knabenhafte Stimme bebte im verhaltenen Kerger.

„Ei, nun ja — Du hast Recht — die Singerei im Packerhause wird auch mir nachgerade zu viel!“ bestätigte die Großmama und sah ihn besorgt von der Seite an. „Aber es fällt mir doch im ganzen Leben nicht ein, mich darüber zu ärgern! Hübsch ruhig, Reinhold! Die Familie im Packerhause ist für uns ein notwendiges Uebel, an welches man sich mit der Zeit gewöhnt — Du wirst es auch lernen.“

„Nein, Großmama, grundsätzlich nicht!“ versetzte der junge Mann, während er mit nervöser Hast seine Serviette zusammenfaltete und sie auf den Tisch warf.

„Puh, wie heftig!“ lachte Fränlein von Taubeneck — was für herrliche Zähne sie hatte! „Viel Lärm um Nichts! Es ist mir nicht erfindlich, wie sich Mama durch die paar Töne unterbrechen lassen konnte, noch weniger aber begreife ich Ihren Zorn, Herr Lamprecht — so Etwas höre ich gar nicht.“ — Sie hob den weißen, bis an die Schulter entblößten Arm, nahm eine schöne Orange von dem Tafelaufsatz und fing an, sie zu schälen.

Reinhold's bleiches Gesicht röthete sich ein wenig — er schämte sich seiner Heftigkeit. „Ich ärgere mich nur,“ entschuldigte er sich, „daß man den Gesang so widerspruchslos hinnehmen muß. Der eitle Burjeh sieht jedenfalls, daß wir Gesellschaft haben, und meint, er gehöre auch dazu — unverkämmt! — Er will um jeden Preis bewundert sein.“

„Wenn Du das denkst, da bist Du aber stark auf dem Holzwege, Reinhold!“ sagte Tante Sophie eben hinter ihm weggehend. Sie hatte bisher an der Kaffeemaschine ihres Amtes gewaltet und einen starkduftenden Trank gebraut, dessen erste Tasse sie auf einem Silbertellerchen der Frau von Taubeneck persönlich präsentierte. Sie war in ihrem schweren, schwarzseidenen Kipskleide; das volle, graue Haar sah wie immer in zwei glänzenden Scheitelpuffen zu beiden Seiten der hellen Stirn, und darüber her fiel eine schöne schwarze Spitze. Sie sah ganz vornehm aus, die mittelgroße, gutkonstruierte Gestalt mit ihrem sicheren Auftreten. Und die Zuderschale von der Tafel nehmend, setzte sie hinzu: „Der Kleine fragt viel nach Unereinem; der singt für sich selber wie der Vogel auf dem Zweig. Das quillt ihm nur so aus der Brust, und ich hab' zu jeder Stunde meine Freunde dran — 's ist die reine Pracht und Herrlichkeit, eine wahre Gottesstimme! Hören Sie's?“ Sie sah sprechend über die Tafelrunde hin und neigte den Kopf nach der Richtung des Hofes.

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!“ sang der Knabe dräben im Packerhause — eine lieblichere Stimme hatte wohl noch nie zur Ehre Gottes gesungen.

Reinhold warf der Tante einen Blick zu, der die Lauscherin im Fensterwinkel empörte. „Wie kannst Du Dich unterziehen, in diesem auserwählten Kreise mitzureden?“ Diese Frage lag deutlich genug in den hochmüthigen, fast farblosen Augen, und daneben sprühte die tiefste Erbitterung. Margarete kannte ja das schmale, fleischlose Gesicht, auf welchem das Muskelspiel so harte, scharfe Linien zog, in jeder Regung; sie hatte es als Kind ängstlich studiren gelernt, aus schwesterlicher Liebe und auch, weil man gewohnt war, sie für jeden Heftigkeitsausbruch des schwächlichen Knaben verantwortlich zu machen. Geändert hatte er sich nicht; er war immer gewohnt gewesen, um seines Leidens willen in Allem seinen Kopf durchsetzen zu dürfen; auch jetzt trieb ihm sein bodenloser Eigensinn das Blut dunkel nach dem Gesicht; nervös unruhig griff seine Hand nach verschiedenen Geräthe auf der Tafel und stieß es durch einander, bis ein scharfes Klirren die unwillkürlich Lauschende aufschreckte.

„Bardon, ich war sehr ungeschickt!“ stammelte er kurzathmig. „Aber die Stimme macht mich ganz nervös — sie klingt mir im Ohre, wie wenn ein Trinkglas mit nassem Finger bestrichen wird.“

„Nun, dem ist ja abzuhelfen, Reinhold,“ sagte Herbert beruhigend. Er stand auf und kam heraus in den Flurjaal, um die der Salonthür gegenüberliegenden offenen Fensterflügel zu schließen. . . .

Also auch darin hatte sich nichts geändert. Reinhold war stets Herbert's Protegé und Liebling gewesen, und wie einst der Primaner und Student beieiert gewesen war, dem kränklichen Neffen alles Aergertliche und Verstimmende aus dem Wege zu räumen, so that es auch zu dieser Stunde noch der Herr Landrath. . . .

Den Flurjaal entlang gehend, inspizierte er auch die anderen Fenster und kam an Margareten's Berstedt heran. Sie drückte

sich tiefer in die finstere Ecke, und dabei rieb sich ihr Seidenkleid knisternd an der Wand.

„Ist Jemand hier?“ fragte er aufhorchend.

Sie lachte in sich hinein. „Ja,“ sagte sie halblaut; „aber kein Dieb oder Mörder, auch nicht die Ahne Dorothee aus der Spukstube — Du brauchst Dich nicht zu fürchten, Dunkel Herbert — es ist nur die Grete aus Berlin!“

Damit trat sie aus dem Fensterwinkel — ein schlankes Mädchen, das sich lächelnd, mit lässiger Grazie ein wenig vorgeb, um sich zur Bestätigung von dem letzten Schrägstreifen des Kerzenlichtes bescheiden zu lassen.

Er war unwillkürlich zurückgewichen und sah sie an, als traue er seinen eigenen Augen nicht. „Margarete?“ wiederholte er ungewiß, fragend und reichte ihr etwas zögernd die Hand hin; sie legte die ihre kühl hinein, und er ließ sie ohne Druck wieder fallen — eine recht steife Begrüßung, aber ganz in der Ordnung. „So bei Nacht und Nebel kommst Du heim?“ fragte er wieder. „Und Niemand im Hause weiß um Dein Kommen?“

Ihre dunklen Augen bligten ihn muthwillig an. „Ja weißt Du, einen Kurier wollte ich nicht voranschicken — das kommt ein bißchen zu theuer für meine Einkünfte; und da dachte ich mir, unterbringen werden sie Dich schon zu Hause, auch wenn Du unverhofft kommst.“

„Nun, wenn ich einen Augenblick im Zweifel war, ob die junge Dame da wirklich die übermüthige Grete sei, so weiß ich's jetzt — Du kommst zurück, wie Du gegangen bist!“

„Ich will's hoffen, Dunkel!“

Er wandte das Gesicht halb zur Seite, und da war's, als gehe ein leises Lächeln durch seine Züge. „Was soll aber nun werden?“ fragte er. „Willst Du nicht herein kommen?“

„O, beleihe nicht! Die Herbstföhle in den Kleidern, Staub und Kusch auf dem Gesicht; dazu eine heruntergetretene Fabeln am Rod und ein Paar zerplagter Handschuhe in der Tasche — ein schönes Début vor dem Staatsrad und brillanten Hoffschleppen!“ — Sie deutete nach dem Salon, wo bereits wieder eine laute, lebhaft konversation im Gange war. „Auf keinen Fall, Dunkel! Du wirst Dich doch nicht so mit mir blamiren wollen?“

„Nun, wie Du willst,“ sagte er kühl und zuckte die Schultern. „Willst Du, daß ich Dir den Papa oder Tante Sophie heranschicke?“

„Gott behüte!“ Sie trat unwillkürlich weiter vor und streckte die Hand aus, um ihn zurückzuhalten; dabei tauchte ihr Kopf für einen Moment tief in das herüberströmende Licht — ein feiner, anziehender Kopf, den dunkle Locken umwoagten. — „Gott behüte — was denkst Du? Zu einer Begrüßung im Dunkeln sind mir die Beiden viel zu lieb! — Ich muß ihre Gesichter klar vor mir haben, muß sehen, ob sie sich auch freuen. . . Und müssen denn die da dräben durchaus wissen, daß Du mich als Horcherin an der Wand ertappt hast? — Ich schäme mich ohnehin genug. Aber das Licht hier oben lodte zu verführerisch, und da tannelte die dumme Wotte hinein! . . . Nun gehe ich wieder — ich habe genug gesehen!“

„So? Und was hast Du denn gesehen?“

„O, sehr viel Schönheit, wirkliche, bewunderungswürdige Schönheit, Dunkel! Aber auch viel Bornehmtheit, viel — Herablassung — zu viel für unser Haus!“

„Die Deinen finden das nicht!“ sagte er scharf.

„Es scheint so,“ gab sie achselzuckend zu. „Die sind aber auch viel geschickter als ich. Mir hat von jeher der Dünkel meiner Ahnen, der alten Leinwandhändler, im Blute gesteckt — ich lasse mir nicht gern Etwas schenken.“

Er trat von ihr weg. „Ich werde Dich wohl nun Deinem Schicksal überlassen müssen,“ sagte er trocken, mit einer leichten, steifen Neigung des Kopfes.

„O, bitte — nur noch einen Augenblick! Wäre ich die Frau mit den Karfunkelsteinen, dann könnte ich ungefährdet verschwinden und brauchte Dich nicht zu inkommodiren; so aber muß ich Dich bitten, für einen Moment die Salonthür zu schließen, damit ich vorüber kann.“

Er schritt rasch nach der Thür, ergriff beide Flügel und zog sie hinter sich zu. Margarete flog durch den Flurjaal; sie hörte, wie drinnen einstimmig gegen das Schließen der Thür protestirt wurde, und ehe sie die äußere Thür hinter sich zu drückte, sah sie noch, wie die beiden Flügel langsam wieder

identifiz
; „aber
aus der
rbert —
schlanke
vorbei,
fen des
an, als
ederholte
und hin;
k wieder
rdnung,
wieder.
Da weißt
s kommt
achte ich
ch wenn
ob die
eiß ich's
r's, als
ber nun
Staub
albel am
— ein
ven!“ —
lebhaft
el! Du
chulten.
hie her
d strecke
he Kopf
— ein
„Gott
Dunklen
Gesichter
... Und
mich als
ch ohne
sch, und
wieder —
swüchtige
Herab
ind aber
l meiner
ich lasse
Deinem
leichten,
ich die
det ver
ber muß
schließen.
gel und
jaal; sie
er Thür
sich zu
wieder



Zwischenweg.
Nach dem Oelgemälde von W. Diez.

aufgingen, wie sich der bärtige Männerkopf noch einmal verstopfen herauszog, jedenfalls um zu sehen, ob der Eindringling den Ausweg gefunden habe — lustig! Der steinernste Herr Landrath und die übermüthige Greta im Komplott! Das hätte er sich wohl zehn Minuten zuvor auch nicht träumen lassen! . . .

Ein Aufschrei empfing sie, als sie wieder in die dämmerdunkle Wohnstube trat. Die nach der Küche führende Thür wurde aufgerissen, und Bärbe raunte hinaus, daß ihr die Röcke flogen.

„Sei gecheit, Bärbe!“ rief Margarete lachend und ging ihr nach bis auf die Schwelle der hellereleuchteten Küche. „Ich sehe ihr ja gar nicht ähnlich, der im rothen Salon, und so durchsichtig wie die spinnewebige Frau Judith bin ich doch wahrhaftig auch nicht! . . . Komm her und gieb mir eine Hand, alte, treue Seele — hab' mich gar manchmal nach Dir geseht! Da“ — sie streckte ihre schöne, schmale Hand hin — „sie ist warm und von Fleisch und Bein! Du kannst sie getroßt anfassen!“

Und „die alte, treue Seele“ war plötzlich wie närrisch vor Freude. Sie faßte nicht nur die Hand, sie schüttelte sie auch, daß dem jungen Mädchen Hören und Sehen verging, und die Thränen stürzten ihr aus den Augen . . . Ja, da waren nun fünf Jahre nur so verflogen, der Mensch wußte nicht wie! Und aus dem Geseht war eine Dame geworden, fix und fertig, wie ein Döckchen! Aus dem Ausbund! — „Wie eine kleine, wilde Kacke ist sie mir gar manches Mal von hinterwärts auf meinen breiten Buckel 'naufgesprungen, wenn ich kein Arg hatte und in meinen Aufwisch vertieft war,“ sagte sie zu der Küchenmagd und wüchelte sich lachend die Augen; „ja, zum Umstürzen war der Schreck allemal! — Aber,“ ihre laute, quelle Stimme sank zum Klüstern herab, „das sollten Sie doch nicht, Fräulein — ich mein', mit Solchen, wie die oben im Gange, soll sich der Mensch nicht vergleichen! 's ist ein 'Aber' dabei, und Sie sind ohnehin so blaß, gar so blaß!“

Margarete verbiß mit Mühe das Lachen. „Also auch da Alles beim Alten! Nun ja,“ — ihre Mundwinkel zuckten in leiser Ironie — „an uns ist kein Tadel, gut konservativ sind wir!“ sagte Tante immer, wenn Reinhold die abgerissenen Arme und Beine meiner Puppen sorgfältig sammelte und als alten Besitz respektirte . . . Hast Recht, Bärbe, blaß bin ich, aber doch frisch genug, um mich meines Leibes und Lebens gegen Deine Geipenster zu wehren. Und Du sollst sehen, in unierer starken Thüringer Luft werden meine Backen bald rund und roth wie Borsdorfer Kiesel sein . . . Aber horch!“ — durch das offene Küchenfenster klang wieder die Knabenstimme herein — „jeht sage mir, wer singt denn drüben im Backhause?“

„'s ist der kleine Nag, ein Entelchen von den alten Leuzens. Seine Eltern sollen gestorben sein, und da haben ihn die Großeltern zu sich genommen. Er geht hier auf die Schule und muß wohl das Kind von einem Sohn sein — er heißt auch Lenz. Sonst kann ich nichts sagen. Sie wissen's ja, es sind so stille Leute; ob sie Freud oder Leid erleben, ein anderer Christenmensch erfährt's nicht. Und unser Herr Kommerzienrath und die Frau

Amtsräthin können's partout nicht leiden, wenn Unferneiner auch nur thut, als wohnten Leute im Backhause. 's ist von wegen der Katscherei, wissen Sie, Fräulein; und richtig ist's ja, so gemein darf sich ein Haus, wie unieres, nicht machen . . . Der kleine freilich fragt viel darnach, was bei uns Brauch ist — 's ist ein schönes Kind, Fräulein Gretchen, ein Staatsjunge! Aber der ist vom ersten Tag an mir nichts dir nichts in den Hof 'runtergestiegen, und da spielt er wie von Rechts wegen, accurat wie Sie und der junge Herr Reinhold klein da 'rumgetollt haben.“

„Brav, mein Junge! Ein tapferer kleiner Kerl! Da ist Kraft und Selbstbewußtsein drin!“ nickte Margarete vor sich hin. „Was sagt denn aber die Großmama?“

„Ja, die Frau Amtsräthin, die ist freilich toll und böse, und der junge Herr erst — ach, ach!“ — sie fuhr mit der Hand durch die Luft — „da giebt's viel böses Blut! Aber es hilft Alles nichts, und wenn's noch so deutlich durch die Blume gegeben wird, der Herr Kommerzienrath hat keine Ohren . . . Ich glaube, im Anfang hat er's gar nicht gesehen, daß das fremde Kind da 'rumgelaufen ist, wo's nicht hingehört — er ist ja immer so in tiefen Gedanken — das kommt vom schwarzen Geblüt, Fräulein, nur davon! Nun ja, und solche Leute sehen manchmal nicht recht und nicht links, und andere Menschen sind für sie nicht auf der Welt. Wie's ihm aber doch endlich beigebracht worden ist, da hat er gefagt, sie sollten das Kind nur spielen lassen, wo es wollte, der Hof war' groß genug — und dabei ist's geblieben, und der Kerger muß 'untergewürgt werden.“

Sie nahm eine Stecknadel aus ihrem Halstuch und steckte eine halbgelöste Schleife am Kleid der jungen Dame fest; dann zupfte sie die Spitze am Halsauschnitt zurecht und strich mit beiden Händen glättend über den etwas zerknitterten Seidenrock. „So, nun kann's losgehen!“ sagte sie zurücktretend. „Die werden gucken da oben! So unverhofft und so mitten hinein in die große Gesellschaft —“

Margarete schüttelte den Kopf, daß die Locken flogen.

Das war nun freilich nicht nach dem Sinn der alten Köchin. Es sei heute „extra schön“ oben, meinte sie, und beim Champagner würde es wohl richtig gemacht worden sein zwischen der vom Hofe und dem Herrn Landrath . . . „Ein Paar schöne Menschen, Fräulein, und eine große Ehre für die Familie!“ schloß sie ihre Mittheilungen. „Gesehen hab' ich freilich von der ganzen Herrlichkeit noch nichts, ich, in meiner Küche hier unten; aber die Leute sagen's, und die Reichhannel in der Stadt sagen auch, die Frau Amtsräthin würde ja wohl noch zerplagen vor lauter Hochmuth . . . Ja, die losen Mäuler! Der Mensch kann sich nicht genug in Acht nehmen!“ . . .

Mit diesen Worten nahm sie eine Tischlampe vom Sims, um sie für Margarete anzubrennen; aber die junge Dame verbal sich alle Beleuchtung. Sie wollte im Dunklen warten, bis droben Alles vorbei sei, und stieg wieder auf den Fenstertritt in der Wohnstube.

(Fortsetzung folgt.)

Ferienstudien am Seestrande.

Von Carl Vogt.

Weiber und Männlein.

(Schluß.)

Bei keinem Thiere ist, soviel ich weiß, das Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern so weit ausgebildet, wie bei der Bonellie, bei keinem zeigen sich so durchgreifende Unterschiede im äußeren und inneren Bau. Man findet zwar, wie schon erwähnt, bei an Fischen und anderen Wasserbewohnern schmarozenden Krustenthiere häufig solche Zwergmännchen, aber das Mißverhältniß in der Größe ist nicht so bedeutend, und diese immer auf der Außenfläche des Weibchens angehefteten Männchen lassen stets im Bau ihrer Füße und Glieder ihre Natur als Krustenthiere auf den ersten Blick erkennen. Mehr nähert sich das Verhältniß der winzigen Männchen der Räderthiere zu ihren Weibchen dem der Bonellien; auch diesen fehlt meist der Darmanal oder ist nur in seinen Rudimenten zu erkennen; aber diese Räderthiermännchen haben doch das charakteristische Räderorgan, das Nervenystem, sowie eigenthümliche innere Organe in Uebereinstimmung mit ihren

Weibchen, und jeder Beobachter, dem sie aufstoßen, muß sie auf den ersten Blick in das Mikroskop als Räderthiere erkennen, während es bei den Bonellienmännchen eines eingehenden Studiums bedurfte, wie Spengel es durchgeführt hat, um die Uebereinstimmung im Bauplane festzustellen. Noch auffallender aber ist der Umstand, daß die Bonellien in dieser Hinsicht durchaus isolirt dastehen in der Gruppe der Sternwürmer. Bei allen übrigen Gephyreen, soweit sie bis jetzt bekannt sind, unterscheiden sich die Männchen in keiner Hinsicht von den Weibchen; erst durch die mikroskopische Untersuchung der inneren Organe kann man die Geschlechter unterscheiden. Nirgends findet sich bei den übrigen Gattungen der Gruppe auch nur eine leise Andeutung, die zu dem bei den Bonellien obwaltenden Mißverhältnisse hinleiten könnte.

Wir müssen auch offen bekennen, daß wir in den Existenzbedingungen, welchen sich diese Thiere angepaßt haben, keine

Erklärung dieser auffallenden Thatsache finden können. Die meisten Sternwürmer leben in ähnlicher, wenn auch etwas verschiedener Weise wie die Bonellien am Grunde des Meeres in Sand oder Schlamm, in welchem sie sich mühsam umher bewegen und den die meisten verschlingen, um die darin enthaltenen kleinen Organismen zu verdauen; in ähnlicher Weise leben Tausende von Wurmartarten, bei welchen kein grelles Mißverhältniß zwischen den beiden Geschlechtern obwaltet. Wir sehen hier vor einem noch ungelösten Räthsel, in welches auch die allgemeinen Betrachtungen, die wir aus den Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander ableiten können, kein Licht zu werfen vermögen.

Suchen wir nach einer allgemeinen Ursache des Mißverhältnisses der beiden Geschlechter, so tritt uns wohl in erster Linie ein rein mechanisches Moment entgegen.

Betrachten wir zunächst das Weibchen. Fast alle Eier enthalten, außer dem ersten Bildungsmaterial des Embryos noch eine mehr oder minder bedeutende Beigabe von Nahrungsmaterial, das nach und nach zu dem Aufbau und Ausbau des Körpers des Jungen benutzt wird. Diese Beigabe, die in dem Hühnerei z. B. den gelben Dotter bildet, kann sehr bedeutend sein, je nachdem das Junge in mehr oder minder ausgebildetem Zustande das Ei verläßt. Sind die Eier ursprünglich fast verschwindend klein, wie z. B. bei den Säugethieren, so wachsen sie in dem mütterlichen Organismus während der Entwicklung des Jungen zu beträchtlicher Größe an. Die Eier, welches auch ihre weitere Entwicklung sein möge, fallen demnach unter allen Umständen in das Gewicht; der weibliche Organismus muß, während einer bestimmten Zeit, eine schwerere Bürde mit sich herum schleppen, als der männliche. Dazu kommt noch, daß in vielen Fällen die Zahl der Eier sich fast in das Unendliche vermehrt. Diese Vermehrung findet nachgewiegenermaßen in umgekehrtem Verhältniß zu der Wahrscheinlichkeit statt, welche die Fortdauer der Art bietet. Ein Thier, dessen Brut vielfachen Zufälligkeiten ausgesetzt ist, in welchen dieselbe zu Grunde gehen kann, wird und muß mehr Eier und Junge produciren, als ein anderes, dessen Nachkommen vor solchen Zufälligkeiten geschützt sind. Mäuse und Kaninchen pflanzen sich fast das ganze Jahr hindurch fort und jeder Wurf bringt eine bedeutende Zahl von Jungen, während der Elefant nur in längeren Zwischenräumen ein Junges erzeugt. Bei manchen Thieren geht das in das Ungeheuerliche — ein Bandwurmkopf muß Tausende von Gliedern, die Millionen Eier enthalten, erzeugen, damit nur einige derselben die Wanderungen, welche sie von dem Körper des Schweines zu dem Darmkanale des Menschen bestehen müssen, ungehindert überleben. Aber alles dieses fällt als Masse in das Gewicht, und dieses Gewicht muß getragen werden.

Ist es nun zu verwundern, wenn wir zu dem Schlusse kommen, daß der weibliche Organismus, wenn nicht andere Bedingungen einwirken, größer und kräftiger sein müsse, als der männliche? Offenbar ist das Mißverhältniß zu Ungunsten des Männchens das ursprüngliche, gesetzmäßige Verhältniß, und in der That sehen wir es auch bei den meisten niederen Thieren obwalten.

Durch welche Ursachen kann nun dieses ursprüngliche Verhältniß ausgeglichen und sogar umgekehrt werden?

Gehen wir, um uns davon Rechenschaft ablegen zu können, von den soeben ange deuteten mechanischen Momenten aus.

Der weibliche Organismus producirt mehr Stoff zur Fortpflanzung, als der männliche, und dieser Stoff fällt mehr in das Gewicht. Bei sonst gleichen Existenzbedingungen wird also der weibliche Organismus um so weniger Stoff zur Ausbildung seiner übrigen Organe zur Verfügung haben; er wird, bei vergrößertem Gewichte seines Körpers, mehr Kraft zur Bewegung desselben aufwenden müssen, als der männliche. Er wird träger, unbeholfener sein und als natürliche Folge die Tendenz zur Ruhe, zum Festsitzen bis zu fast vollständiger Unbeweglichkeit ausbilden.

So sehen wir denn auch wohl allgemein in der Thierwelt das männliche Element als das beweglichere, suchende. Es ist ursprünglich leichter, bildet seine Bewegungsorgane, seine Sinnesorgane, die ihm zum Auffuchen der träge in Ruhe sitzenden oder selbst am Boden haltenden Weibchen dienen, besser aus. Wir haben Tausende von Beispielen, welche dies belegen; ich will nur an die träge stillstehenden oder selbst der Flügel beraubten Weibchen vieler Schmetterlinge erinnern, deren Männchen lustig umher schwärmen und durch ihre besser ausgebildeten Sinnesorgane die sich bergenden Weibchen zu finden wissen.

Aus der weiteren Entwicklung dieser Tendenz mag sich denn auch die Thatsache erklären, daß viele Männchen nur eine sehr kurze Lebensdauer den Weibchen gegenüber besitzen — sie gehen zu Grunde, sobald sie den Zweck ihrer Existenz, die Befruchtung der Eier, erfüllt haben. Auf diese Weise mag sich die Zwergennatur so vieler Männchen erklären, die immerhin beweglicher, als die Weibchen, in der Nähe derselben umher schwärmen, auf den feststehenden umhertrieben und schließlich bei den ihnen zugetheilten Kolossen Schutz und selbst Nahrung suchen. Das verhältnißmäßig riesige Weibchen sitzt dann fest an einem anderen Thiere als Schwarzhörner oder an dem Boden, das Männchen sucht in seinem Mantel Schutz und klammert sich schließlich an dasselbe an, schlüpft sogar in seine inneren Organe, um dort endgültig zu verweilen. Dadurch wird denn auch wieder seine Beweglichkeit verringert: die Schwimmfüße wandeln sich zu Klammern, Haken etc. um.

Die größere Beweglichkeit des Männchens kann aber, bei weiterer Ausbildung in abweichender Richtung, besonders dann zu dem entgegengesetzten Resultate führen, wenn sie mit einem anderen Momente, nämlich mit der Brutpflege im weitesten Sinne in Verbindung tritt.

In den meisten Fällen ist das Weibchen mit der direkten Brutpflege betraut. Es besitzt besondere Organbehälter, Säcke, Glieder, in oder an welchen die Eier, die es mit sich trägt, sich weiter entwickeln. Ich will nur, um bekannte Beispiele anzuführen, an die Eier unter dem Schwanz der Krebse erinnern, welche an eigenthümlich modificirten Beinen befestigt sind, oder an die Eissäcke, welche viele Spinnen mit sich umher schleppen.

Wir kennen nur wenige Fälle, wo die Männchen mit solcher direkten Brutpflege sich befassen. Die Männchen der niedlichen Seepferdchen (*Hippocampus*), die man in jedem Aquarium sehen kann, füllen einen Beutel, den sie am Körper haben, mit den befruchteten Eiern an und tragen dieselben schwimmend herum, bis die Jungen ausgeschlüpfen. Dem mechanischen Gesetze entsprechend, sind diese Männchen größer als die Weibchen. Im See Tiberias in Galiläa hat Professor Cortet von Lyon einen Fisch, eine Chromis-Art, entdeckt, die er den „Familienvater“ (*Chromis pater familias*) genannt hat und deren Männchen eine weit ausgedehnte Rachen- und Kiemenhöhle besitzt. Das Männchen schluckt die befruchteten Eier ein und trägt sie im Munde, ohne Nahrung zu nehmen, so lange herum, bis die Jungen ausgeschlüpfen. Wenn das Männchen der Geburtshelferkröte (*Alytes obstetricans*) kleiner ist, als das Weibchen, so liegt der Grund offenbar darin, daß bei dessen Brutpflege das mechanische Element nicht in Betracht kommt. Das Männchen umwickelt sich die Schenkel mit der vom Weibchen erzeugten Eierschur und vergräbt sich mit dieser Bürde tief in den Lehm, worin es bewegungslos und ohne Nahrung zu nehmen, verharrt, bis die Jungen ausgeschlüpfen. Ich habe Männchen gesehen, welche sich die Eier so fest um die Beine gewickelt hatten, daß diese brandig wurden und abstarben.

Wenn aber die direkte Brutpflege durch die Männchen in der Thierwelt selten vorkommt, so findet man die indirekte um so häufiger und namentlich bei Wirbelthieren. In Folge seiner größeren Beweglichkeit und Sinnesschärfe wird das Männchen der Schützer und Vertheidiger der Brut, der Hüter und Beschirmer der Familie.

Schon bei Fischen finden wir zahlreiche Erscheinungen, die in diese Kategorie gehören. Wer kennt nicht aus vielen populären Schilderungen das Gebahren des Stichtings, der aus Wasserpflanzen ein Nest baut, in welches das Weibchen seine Eier legt, die das Männchen nachher bewacht und mit mannhaftem Muthe gegen Feinde aller Art vertheidigt? Mit gesträubten Stacheln und offenem Rachen fährt es nicht nur gegen andere Stichtlinge, sondern auch gegen viel größere Fische los, die sich dem Neste nähern, und hütet sogar noch längere Zeit die ausgeglichene Brut, wie ein Schäferhund seine ihm anvertraute Heerde. Schmiedlein erzählt nach Beobachtungen, die er in dem so reichen und sehenswerthen Aquarium der zoologischen Station in Neapel gemacht, Aehnliches von gewissen Meergrundeln (*Gobius*). Das Männchen vertheidigte siegreich während mehrerer Tage die von dem Weibchen an einen Felsen geklebten Eier gegen gefräßige Junker-Fische (*Julis*), die wenigstens doppelt so groß waren, als es selber; die listigen Angreifer theilten sich in zwei Haufen und während das Männchen grimmig gegen die nächsten losstürzte und sie in die Flucht schlug, fiel der andere Haufen über die Eier her und verschlang sie.

Streit und Kampf! Hier mit den Rivalen um den Besitz der Weibchen, dort mit den Feinden für den Schutz der Familie und der Nachkommenschaft!

Wer aber dies sagt, deutet zugleich auf die notwendige Folge, auf die stete Ausbildung der Angriff- und Verteidigungswaffen, auf die Erhöhung der Muskelkraft und der Energie des ganzen Organismus hin. Und so sehen wir mit der Ausbildung des Brut- und Familienschutzes das Männchen kräftiger, größer, gewaltiger werden; wir sehen, wie sich die Sporen der Hähne, die Geweihe der Hirsche, die Hörner der Stiere, die Eckzähne der Affen und Raubthiere, die Hauer der Schweine stärker entwickeln beim Männchen als beim Weibchen und wie in Ueber-

einstimmung mit dieser Ausbildung der Waffen der ganze Organismus kräftiger und stärker wird, sodaß schließlich das ursprüngliche Verhältniß zwischen beiden Geschlechtern sich umkehrt und sich in der Weise gestaltet, wie wir es bei der Menschengattung und den uns besser bekannten Säugethieren und Vögeln hergestellt sehen.

Ich konnte hier nur Andeutungen geben, die vielleicht manchen Leser zu weiterem Nachdenken veranlassen werden. Ein weites Feld für fernere Beobachtungen steht hier noch offen. Unsere heutige Naturforschung verlangt nicht nur Thatfachen, sondern auch die Verknüpfung derselben zur Erfassung der Gesetze, aus welchen die Thatfachen hervorgehen.

Deutschlands Kolonialbestrebungen.

Sansibar.*

Von Oscar Santschl.

Die Sansibar- oder Suaheliküste war schon in früheren Jahrhunderten unserer Zeitrechnung den Handel treibenden Völkern des Abendlandes bekannt und lange die Hauptbezugsquelle der gesuchtesten afrikanischen und indischen Produkte, wie Reis, Gewürznelken, Nopal, Orseille, Sesam, Pfeffer, Kotosnußöl, Elfenbein etc.

Schon Vasco da Gama hatte in jener Gegend reiche und ansehnliche Städte vorgefunden, deren Bewohner nicht nur aus dem Innern Afrikas Waaren jeglicher Art in großen Mengen bezogen, sondern ebenso einen regen Handel mit Indien und den Inseln der südlichen Zonen unterhielten. Politisch hat sich seitdem in den Landesverhältnissen unendlich Vieles geändert. Der portugiesischen Herrschaft, die seit der Landung der ersten Ostindienfahrer 1498, beziehungsweise vom Jahre 1503 bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts, von den

heimischen mohammedanischen Stämmen anerkannt wurde, folgte die Landesoberherrlichkeit des Imam von Maskat und in neuester Zeit, vom Jahre 1856 ab, das unabhängige Sultanat eines illegitimen Sohnes des Imam mit Namen Said Medschid, nach dessen Tode, am 7. Oktbr. 1870, des Sultans jüngerer Bruder Bargasch Ben Said den Thron von Sansibar bestieg. Die Größe des Reiches, über welches dieser orientalische Souverän sein Scepter schwingt, ist so leicht nicht mit Genauigkeit zu bestimmen, weil die uns zu Gebote stehenden Zahlenangaben durchweg nur auf annähernder Schätzung beruhen. Geographisch fällt unter die Bezeichnung der Sansibar-, Banzibar- oder Banguibar-, auch Suaheliküste alles Land meilenweit landeinwärts vom Kap Delgado gegen Norden bis zur Stadt Matdechu (10° 42' südlicher bis 2° 2' nördlicher Breite) und man giebt der Strecke ohne Bedenken eine Flächenausdehnung von 87 500 Quadratkilometer. Das würde also etwa der Hälfte des Königreichs Bayern gleichkommen.

Viel wichtiger jedoch als das gesammte Festlandterritorium von Sansibar ist die Insel gleichen Namens mit der Landeshauptstadt, welche seit dem Jahre 1828 von den Sultanen der

neuen Dynastie zur Residenz erhoben wurde und von Jahr zu Jahr als Handelsplatz einen mächtigeren Aufschwung nimmt. Die Insel Sansibar, die gleich den benachbarten Eilanden Pemba und Mafia kaum 30 Quadratmeilen haben mag, ist zugleich der Sammelpunkt der Bevölkerung. Will man es gelten lassen, daß

die Zahl der Unterthanen des Sultans von Sansibar im Ganzen etwa 350 000 beträgt, so treffen davon gut zwei Drittel auf den Centralpunkt des Reiches: Stadt und Insel Sansibar. Wie schon aus der Geschichte des Landes ersichtlich, ist diese Bevölkerung von sehr verschiedener Abstammung. Specieell die Kleinwohner der Insel, die Suaheli Neger, haben eine unlegbare Beimischung arabischen Blutes. Sie sind gewöhnlich kräftig und gut gebaut; ihre Gesichtsbildung zeigt eben so große Verschiedenheiten wie



Sklavinnen beim Reinigen von Getreide.

ihre Hautfarbe: man begegnet Leuten, welche die charakteristische Negerphysiognomie haben, und anderen, die den scharfgeschnittenen feinen orientalischen Typus zeigen, man sieht die hellgelbe, den vornehmen Arabern und Indiern ähnliche Hautfarbe neben der tief-schwarzen des Negers. Zwischen diesen Kontrasten sind die mannigfaltigsten Uebergänge bemerkbar; doch ist die helle Hautfarbe durchaus nicht immer mit der edleren Gesichtsbildung korrespondierend. Der Kopf wird der arabischen Sitte entsprechend vollständig rasiert, sowohl bei Männern wie Frauen, doch sieht man bei letzteren auch nicht selten das krause negerartige Haar in kurze Böpfchen gedreht, die dem Kopfe dicht anliegen. Die Zähne sind in der Regel schön, doch vom Bettskauen rötlich gefärbt. Ueber den Charakter der Suaheli sind die Meinungen getheilt. Die Mehrzahl der Europäer schildert sie als gutmüthig, doch aufbrausend, als gastfreundlich und tolerant, allein auch als höchst gewinnlüchtig, lügnerrisch und treulos.

Die Araber, die hier die Aristokratie bilden, setzen sich aus verschiedenen Stämmen zusammen; die vornehmen Maskataber, denen auch der Sultan selbst angehört, sind von hellgelber

* Die Illustrationen zu diesem Artikel sind sämmtlich nach Originalphotographien hergestellt worden. Wir danken dieselben Herrn Dr. G. Fischer, der sich jahrelang in dem jetzt so viel genannten Sansibar aufgehalten hat und vor kurzem nach Deutschland zurückgekehrt ist. D. Red.

Hautfarbe; die meisten aber sind mehr oder minder schwarz schattirt und ihren reinblütigen Stammesbrüdern weder an Gestalt noch an Intelligenz gleich. Die Indier sind besonders in der Stadt Sansibar sehr zahlreich vertreten und kommen zumeist von der Malabarhälfte. Sie scheiden sich nach der Religion in Mohammedaner und Buddhisten. Erstere werden gewöhnlich Hindi genannt, letztere bezeichnet man speciell mit dem Namen Nanpanan (Krämer), obwohl Handel als Hauptbeschäftigung Beiden gemeinsam ist. Noch sind die sogenannten Angafija zu erwähnen, die Bewohner von Groß-Komoro, welche in nicht geringer Anzahl nach Sansibar auswandern und, intelligenter als die Suaheli, besonders zu den verschiedensten Diensten in den europäischen Häusern Verwendung finden. Die genannten Stämme bilden mit den wenigen Europäern — sie betragen etwa 60 Personen — und einigen Portugiesen aus Goa die freie Bevölkerung, die an

Stadt erscheint dann bedeutender und schöner, als sie in Wirklichkeit ist, indem die großen Steinbauten, die sich den Hafen entlang ziehen, die dahinterliegenden schmutzigen Negerquartiere verbergen. Unter den ersteren sind die bemerkenswertheiten die Faktorei eines französischen Handlungshauses, der Harem, der sultanische Palast und der Thurm, das Zollhaus, das Geschützhause, die Faktorei des Hamburger Hauses D'Swald, bei welchem bisher das deutsche Konsulat sich befand, und das englische und amerikanische Konsulat. Nach Süden schließt die Häuserreihe mit dem unförmigen Gebäude des englischen Generalkonsuls Dr. Kirk ab, welches sich auf unserem Bilde (S. 100) rechts befindet. Dabei fehlt es auch der sansibarischen Hauptstadt nicht an materieller Umgebung. Die Erderhebungen sind allerdings nur gering, denn Sansibar ist eine Koralleninsel, deren einziger größerer Kalksteinhöhenzug bei Dunga kaum 400 Fuß über den Meeresspiegel sich erhebt.



Versteckte Sklaven auf dem englischen Stationschiff „London“ in Sansibar.

Zahl weitaus von den Sklaven übertroffen wird. Diese sind theils in Sansibar selbst geboren, die sogenannten Waffalia, theils rekrutieren sie sich aus allen erdenklichen Negerstämmen Ostafrikas, den Wamha, Waniawesi, Mian und wie sie noch alle heißen mögen. Die Sklaven müssen alle Arbeit verrichten, denn der freie Neger hat bei den geringen Lebensbedürfnissen und der Billigkeit der Nahrungsmittel nicht nöthig, sich dauernd und anstrengend zu beschäftigen. Die Arbeiten in der Stadt werden vorzugsweise durch weibliche Sklaven besorgt, so vor Allem die mannigfachen Verrichtungen in den Faktoreien der europäischen Kaufleute, wie das Sortiren der Kaurimuscheln, die bekanntlich in Westafrika an Gelbesatt verwandt werden, das Ausjuchen der Gewürznelken und das Reinigen der Erseille, einer Flechtenart, die einen schönen röthlichen Farbstoff liefert.

Die etwa sechs Stunden vom Festlande entfernte Residenz des Sultans Bargash Ben Said liegt auf der dem Lande zugewendeten Seite der Insel Sansibar und gewährt vom Meere aus gesehen einen großartigen Anblick. Die langgestreckte Front mit den weißen in arabischem Stile gebauten Häusern, die bei dem grellen Sonnenschein schon von weitem dem Ankömmling entgegenleuchten, bietet einen Anblick, der seines Gleichen sucht. Die

Die Kleidung der Sansibaren ist unendlich mannigfaltig. Die Nationaltracht der Araber und Indier wechselt mit dem luftigsten Negerkostüm, ja sogar mit wahrhaft adamitischen Bekleidungsanfängen. Den Suahelimännern genügt in der Regel eine kurze Schürze, die Frauen bedienen sich hingegen eines leichten baumwollenen Leberwulfs, den sie mehr oder minder materiell um den Körper zu schlingen wissen. Auf dem Bilde, welches arbeitende Sklavinnen darstellt, sehen wir die gewöhnliche Tracht der weiblichen schwarzen Bevölkerung: ein langes bis über die Knie reichendes Baumwollentuch, das unterhalb der Achseln durch Untrempen festgehalten wird. Schwarz, weiß und roth sind die Lieblingsfarben, welche in den verschiedenartigsten, oft absonderlichsten Mustern Verwendung finden. In Bezug auf die Zusammenstellung der Farben und die Art der Muster wechselt die Mode in nicht geringerem Maße, wie es bei uns der Fall ist. Am dürftigsten ist die Hülle der neuangegangenen Sklaven, die bis auf die Keuzzeit einen der kostbarsten und gangbarsten Handelsartikel auf dem Markte von Sansibar bilden. Nur an den Feiertagen sieht man auch diese lebendige Waare in besserem Schmucke. Soweit der Sklave es vermag, legt er an Feiertagen Arabertracht an; ein blendend weißes Hemd, ein farbiger Gürtel,

die buntgestickte Weste sind hiervon die nothwendigsten Bestandtheile. Turban, Dolch und Schwert aber, welsch letzteres wie ein Stoc in der Hand getragen wird, sind nur die Freien zu führen berechtigt.

Bei den Araberinnen und Suahelifrauen besteht das Festtagskleid in besonders reich gestickten Gesichtsmasken mit feinem Schleier und der gewöhnlichen türkischen Tracht aus Seide. Die Abbildung (S. 102) führt uns eine vornehme Araberin in ihrem Gemache vor, in orientalischer Weise auf persischem Teppiche sitzend und mit dem für unsere Verhältnisse äußerst dürftigen Komfort umgeben, der in seidnen Kissen, Schemel, einigen Tellern, Kaffe- oder Theelanne besteht. Auch bemerkt man die aus Holz geschnittenen hohen Sandalen, deren sich die Suahelifrauen in der Küche und auf dem Hofe zu bedienen pflegen. Indierinnen und Negerinnen hängen sich so viel Geschmeide um, als sie an Nase und Ohren nur anbringen können. Gleich wunderbarlich wie diese Ornamente ist der Haarputz der Schönen von Sansibar mit seinem hörnerartigen Flechtwerk. Ganz unentbehrlich zur Toilette erscheinen

erschlassenden Einfluß auf den Europäer aus. Die Regenzeit, die in den ersten Tagen des April einsetzt, ist von sehr verschiedener Dauer, anhaltender Regen besteht höchstens 14 Tage; dann sinkt die Temperatur mitunter Nachts bis auf 22 Grad des hunderttheiligen Thermometers; Temperaturen von 34 Grad gehören zu den Seltenheiten, sodas die mittlere Wärme nicht mehr wie 28 Grad beträgt.

Bedeutend vermehrt haben sich die Beziehungen des Landes zu Europa und zwischen der sansibarischen Bevölkerung und den abendländischen Nationen nach der im Jahre 1860 von einer französischen Ordenscongregation ausgegangenen Gründung einer Missionsstation auf der Insel Sansibar. Den französischen Missionären und ihren Bemühungen ist es namentlich zu danken, das gewisse Gewerbe und Kunstfertigkeiten im Lande vollkommen heimisch geworden sind und der Sinn für viele Kulturbedürfnisse bei den Eingeborenen geweckt wurde. Auch eine englische Missionsstation rivalisirt seit 1864 mit der französischen.



Sarem und Thurm am Hafen in Sansibar.

den dunklen Damen noch die verschiedenartigsten Hautfärbemittel. Die Augenbrauen werden mit Ruß geschwärzt, die Nägel mit anderen Ingredienzien geröthet. Bei den Slavinnen ist namentlich das Bemalen des Gesichts und der sichtbaren Körperteile mit einer gelblichen Salbe üblich. Es soll das nicht blos der Eitelkeit zu Liebe geschehen, sondern oft auch als Kur, da dem in der Salbe enthaltenen Pulver bei Kopfweh und Fieber große Heilkraft zugeschrieben wird.

Was die Zutraglichkeit des Klimas von Sansibar für Europäer betrifft, so muß man zwischen der Stadt und dem Lande wohl unterscheiden. Das Innere der Insel ist zum größten Theile der Gesundheit der Europäer sehr nachtheilig, während die Stadt einen verhältnismäßig recht gesunden Aufenthalt bietet, vorausgesetzt, das man eine geräumige, luftige und trockene Wohnung besitzt. Die hohe Temperatur wird dem Fremdling weniger empfindlich, weil meistens erfrischende Seewinde wehen. Nur in den Monaten März und November, in denen vielfach Windstillen herrschen, wird die Hitze besonders des Nachts oft sehr lästig. Um diese Zeit treten auch Gewitter auf, die im Allgemeinen aber selten sind. Uebrigens läßt das Sansibar Klima seiner Feuchtigkeit und seiner warmen Nächte wegen, die sich nur wenig abkühlen, einen

Am augenfälligsten läßt sich der Fortschritt von Land und Leuten in menschlicher Kultur an der Stadt Sansibar selbst wahrnehmen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts standen daselbst nur einige Hütten und eine Burg, 1842 erst fünf Magazine; jetzt zählt der Ort über 3000 Häuser und zwar vielfach von überaus stattlicher massiver Bauart. Mehrere Konsuln fremder Staaten haben hier ihren Sitz. Was den Handel betrifft, so sind es nächst den Amerikanern erftenlicher Weise wieder die Deutschen und zwar Hamburger, welche besonders den auswärtigen Handel in Händen haben. Eine Angabe aus dem Jahre 1875 beziffert die Einfuhr Sansibars auf 2 768 000, die Ausfuhr auf 2 511 000 Maria-Theresiathaler. Letztere sind nämlich dort wie an vielen Punkten Ostafrikas und Westafrikas die gangbarste Silbermünze, doch nur soweit die arabische Halbkultur reicht; im Innern herrscht ebenso wie in ganz Westafrika ausschließlich der Tauschhandel. Die zu Bagamoio — dem Ausgangs- beziehungsweise Endpunkt der meisten mit dem Innern Centralafrikas verkehrenden Karawanen, gegenüber der Stadt Sansibar — ansässigen Kaufleute senden ihre arabischen und suahelischen Vertrauensmänner mit Tauschwaren, meist Baumwolle, Glasperlen, Steingut, Steingewehren, Silber etc., landeinwärts und diese kehren von da mit Eisen, Kupfer, Wachs etc. zurück.

Eine sehr ergiebige Einnahmequelle für die sansibarische Spekulation bildet, wie schon angedeutet, bis auf unsere Tage der Sklavenhandel, der aber durch die Engländer neuerdings doch ziemlich lahmgelegt wurde. 1874 wurde dieserhalb von dem Sultan mit England ein Vertrag abgeschlossen, welcher freilich den Sklavenhandel mit einem Male nicht wohl zu beseitigen im Stande war. Ein großes englisches Wachtschiff liegt im Hafen mit 200 Mann Besatzung. Mehrere kleine Dampfboote kreuzen immerfort zwischen Sansibar und der Küste und untersuchen jedes ihnen begegnende arabische Fahrzeug. Finden sich Sklaven auf demselben, so wird es ohne Weiteres fortgenommen, und die Eigentümer wandern ins Gefängnis. Unsere Abbildung zeigt ein Häuflein elender halbverhungertes Sklaven, die, eben den Händen der arabischen Händler entrisen, vorläufig auf dem erwähnten Stationschiffe untergebracht sind, um später an die verschiedenen Missionsanstalten vertheilt zu werden.

Unter den Einkünften des Sultans bildet die Verpachtung des Zollhauses auf der Insel für zwei Millionen Mark den Hauptposten. Es besteht nämlich eine Steuer von fünf Procent auf sämtliche Importartikel. An allen Küstenplätzen befinden sich außerdem Zollpächter, meist Indier, die von allen Exportwaaren Abgaben erheben, deren Höhe ganz in dem Belieben des Sultans steht. So ruht auf dem Eisenstein die Steuer von 1,30 Mark pro Pfund; auch wird für die Gewürznelken, die nur auf Sansibar und der kleinen Insel Pemba gedeihen, noch ein Extrazoll erhoben. Der Sultan hat außerdem — entgegen den Bestimmungen der Handelsverträge — den Handel mit Pulver zu seinem Monopole gemacht. Ein nicht unbeträchtliches Einkommen erzielt er dann ferner aus seinen Zuder-, Gewürznelken- und Kokosnussplantagen, sodas sich seine Gesamteinnahmen auf etwa fünf Millionen Mark belaufen dürften.

Der Sultan Saïd Bargasch wird von Reisenden, welche zur Audienz bei ihm vorgelassen worden, als eine wohlgebaute Gestalt mit sympathischen Gesichtszügen, unverkennbar von arabischem Typus, mit vollem schwarzen Barte, geschildert. Bei feierlichen Gelegenheiten besteht sein Anzug aus dem gewöhnlichen arabischen langen Gewande, einem langen schwarzen Kofan ohne alle Ausschmückung darüber, einem Turban und einer Leibbinde von dem schönsten indischen Seidenstoffe. Im Gürtel steckt ein auf das Reichste verzierter krummer Dolch. Die Füße endlich sind mit goldüberladenen Sandalen besetzt. Die Zuverlässigkeit, mit welcher die Europäer jederzeit von dem orientalischen Herrscher aufgenommen werden, hat schon oft die Anerkennung der vom Hofe europäischer Fürsten entsandten Botschaften gefunden.

Das Palais des Sultans ist ein stilloses unschönes Gebäude, das auf der Frontseite Verandas führt und mit hölzernem buntbemalten Gitterwerk verziert ist, sodas es den Eindruck macht, als habe man ein ländliches deutsches Garten- und Vergnügungsthal vor sich. Es steht durch eine Brücke mit dem nahegelegenen Haram in Verbindung, einem massiven, schmucklosen Bau, in dem einige vierzig Weiber ein wahres Gefängnisleben führen. Der Stadttheil, in dem diese sultanlichen Gebäulichkeiten sich befinden, liegt im sogenannten Europäerviertel, inmitten einer großen Anzahl theils von Europäern, theils von der arabischen Aristokratie bewohnten reinlichen Steinhäusern. Enge, jedoch gut asphaltirte und schmutzfrei gehaltene Gassen durchschneiden dieses Quartier noble.

Obwohl die Europäer sich meistens nur so lange in Sansibar aufhalten, als sie benötigen, um ein entsprechendes Vermögen zu erwerben, so richten sie sich doch nach Möglichkeit elegant und bequem ein. Die Gebäude, die sie innehaben, sind gewöhnlich Besitzthum der Handelshäuser und gehen von einem Vertreter auf den anderen über. Die Anlage des Baues ist halb portugiesisch, halb spanisch. Den reingehaltenen, gepflasterten, oft mit üppigen Pflanzen gezierten Hof umschließen im Erdgeschoß die Komptoirs und Vorrathsräume. Im ersten Stode befinden sich dann die in Bau und Ausstattung ganz dem heißen Klima angepaßten Wohnzimmer. Der Lieblingsaufenthalt der Hausbewohner in den Abendstunden ist aber die Terrasse auf dem flachen Dache des Gebäudes. Von einem hölzernen Aufbau genießt man da eine prächtige Rundschau über die Stadt, den Hafen und die weite See. Auch kleine Liebesabenteuer spinnen sich häufig gerade hier von Terrasse zu Terrasse zwischen den Wajungus (Europäer) und den dunkeläugigen Frauengestalten der Nachbarschaft an. Die

seinerzeit vielbesprochene Entführung einer sansibarischen Prinzessin durch einen deutschen Kaufmann war ebenfalls die Folge einer solchen Dachbekanntschaft. Die Dame hat später ihr ständiges Domizil in einer deutschen Großstadt aufgeschlagen, die allerdings vor Sansibar noch Manches voraus hat, und wo sie jedenfalls den Jörn des Sultans über die Résalliance in Gestalt der landesüblichen Bastonnade nicht zu fürchten brauchte.

An die Europäerstadt schließt sich das Bazarierteil. Dasselbe ist zumeist von Indiern bewohnt und erschreckend unreinlich, überreichend und widerlich. Beschreiben läßt sich das ungeordnete Wesen dieses Stadttheils kaum. Die herumwimmelnden Menschen scheinen gleichwohl sich ganz begnuglich dabei zu befinden, da sie nicht müde werden, ihre freie Zeit zwischen Unrath und Gestank mit Tanz und Gesang ganze Nächte hindurch zubringen.

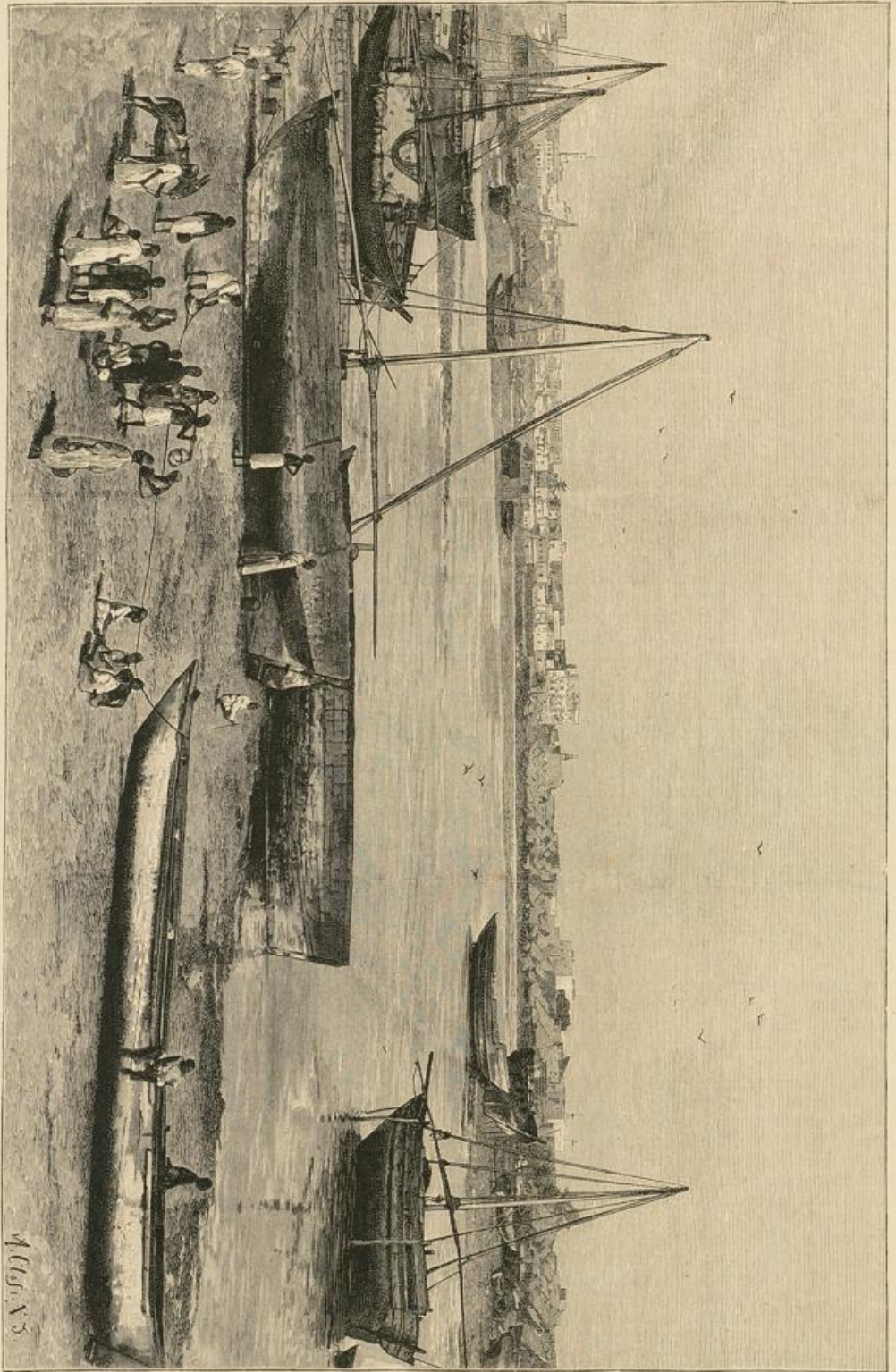
Sehr unansehnlich sind die wenigen öffentlichen Gebäude und Moscheen der Stadt, deren Inneres in maurischem Stile gehalten ist. Auffallender erscheint die große Zahl von allerwärts mitten in den belebtesten Vierteln befindlichen Friedhöfen. Fast jede reichere Familie besitzt nämlich ihren eigenen Beerdigungsplatz wo thumlich in unmittelbarer Nähe des Hauses. Die Gräber erfreuen sich gleichwohl keiner entsprechend sorgfältigen Pflege.

Equidens ist ein Spaziergang in nächster Umgebung von Sansibar, etwa nach der Kasimoja, einem ehemaligen Palmenhain, von dem heutzutage freilich nur dürftige Ueberreste noch vorhanden sind. Wer übrigens diesen kleinen Ausflug nicht zu Fuß machen will, kann dies leicht zu Pferde thun. Besitzt doch der Sultan einen vorzüglichen und prächtigen Marstall, dessen Pferde Fremden und Einheimischen immer zur Verfügung stehen. Es kostet das nur ein kleines Trinkgeld an die Stalldiener. Vor eben diesem fürstlichen Marstall hat merkwürdiger Weise ein großes Schwein seinen ständigen Platz, um etwaige böse Geister, welche Gelüste tragen, in die Pferde zu fahren, von solchem Vorhaben abzuleiten. Viehhaber von Schweinebraten, der den Mohambecanern bekanntlich verboten ist, können sich für gutes Geld hier auch den im Morgenlande seltenen Genuß eines gebratenen Spanferkels verschaffen, da dieselben ganz nach Bedarf von den Marstallwächtern abgegeben werden.

Das zur Landesverteidigung bestimmte „stehende Heer“ besteht aus etwa 1400 Söldnern, welche meist aus dem südlichen Arabien stammen. Im Falle eines Krieges würde diese in den kleinen Forts auf Küste und Insel vertheilte schwache Schaar allerdings nicht genügen; in solchem Falle sind jedoch die arabischen Grundbesitzer verpflichtet, nach Maß der Größe ihrer Besitzungen eine Anzahl Sklaven zu stellen, und es soll in kurzer Zeit die für sansibarische Verhältnisse außerordentlich bedeutende Macht von 20- bis 30 000 Mann zusammengebracht werden können. Reiterei besitzt das kleine Heer nicht, wohl aber etwas schlechte Artillerie, welche von persischen und türkischen Kanonieren bedient wird. Neben diesen irregulären Truppen hat sich der Sultan in den letzten Jahren auf Veranlassung der Engländer eine sogenannte Garde angeeignet, die, an 1500 Mann stark, durchweg aus gepreßten Negern oder Sklaven besteht, die Officierstellen sind meist mit Kommerleuten besetzt. Nach englischem Muster gekleidet, wird sie auch von einem englischen Marine-Officier befehligt. Nach unseren Begriffen von militärischer Disziplin und Tüchtigkeit genügt diese Truppe auch nicht den allerbeispielselbsten Ansprüchen, in den Augen der Araber und Neger dagegen leistet sie ganz Außerordentliches in Gehorsam und militärischen Exercitien.

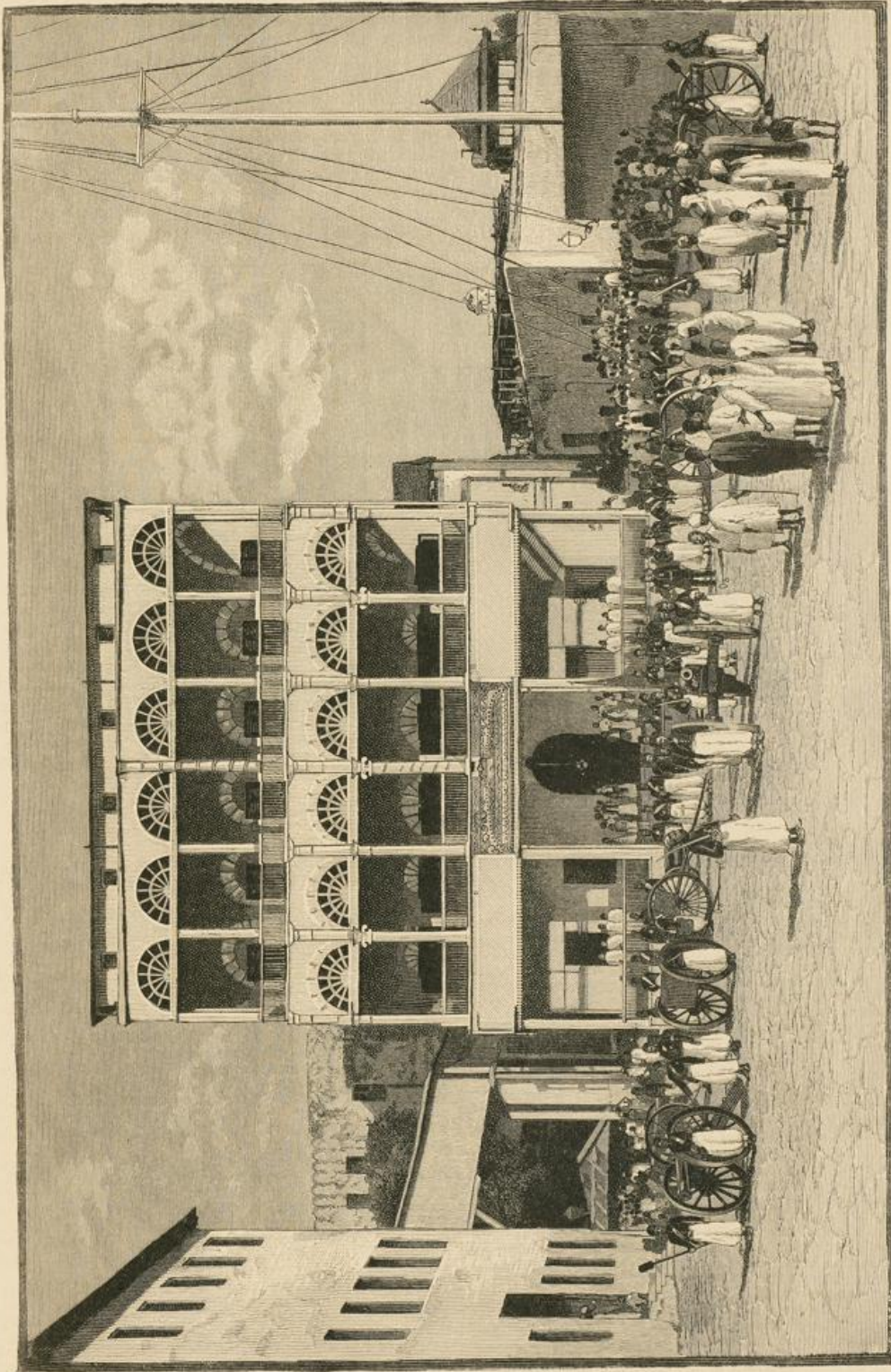
Ebenso kann die Seemacht Sansibars nicht beträchtlich genannt werden. Sie besteht aus der schönen Korvette „Glastow“ zu 22 Kanonen und drei kleineren Bugfirbooten „Star“, „Deerhound“ und „Sultana“, von welchen ersteres in Hamburg erbaut ist. In kriegstüchtigem Zustande sind diese Schiffe aber keineswegs; vor allem fehlt es an wohlgeschulter Mannschaft. Eine große Anzahl früher erworbener Schiffe ist durch Vernachlässigung gänzlich unbrauchbar geworden und verloren gegangen. In letzter Zeit hat aber der Sultan begonnen, sich eine Handelsflotte anzulegen, mit der er zwischen Madagaskar, Sansibar, Aden und Bombay fährt. Sie besteht aus fünf zum Theil großen Dampfern: „Arzanza“, „Swordsmen“, „Akola“, „Malala“, „Marla“. Hervorgehoben muß werden, daß alle diese Schiffe mit deutschen Kapitänen, Steuerleuten und Ingenieuren besetzt sind.

Zu seinem besonderen Vergnügen hält sich der Sultan nebenbei eine 50 Mann starke Leibgarde, die nach Art der indischen Sipahs



Ankunft der Stadt Saalfeld vom Saale aus.

Brandenburgische
Landes- u. Hochschulbibliothek
Potsdam



„Persische Artillerie“ vor dem Palaste des Sultans in Samsober.

herausgeputzt ist. Die bei dieser wie bei den übrigen Truppen herrschende Disciplin, die Mischwirtschaft unter den Beamten und Officieren lassen sich nicht anders als durch die Bezeichnung „orientalisch“ annähernd charakterisiren. Da es zu Sansibar weder eine „Oberrechnungskammer“ noch „Revisoren“ und „Inspektoren“ giebt, ist wohl nicht zu befürchten, daß der gutmüthige Herrscher so leicht hinter die Schliche seiner Diener kommen dürfte.

Die Strafrechtspflege wird theils vom Sultan selbst, theils vom Kadi gehandhabt und hat in Bezug auf manche Verbrechensfälle einen grausamen Charakter. So haut man z. B. dem rückfälligen Dieb die rechte Hand ab und taucht hernach, um die Blutung zu stillen, den Armstumpf in siedendes Del. Die einzige Aehnlichkeit mit europäischen Zuständen auf diesem Gebiete besteht allenfalls darin, daß man bei festlichen Gelegenheiten die Gefangenen, allein mit Ausnahme der Hochverräther, freiläßt. — Im Uebrigen sind nur Araber und Suaheli den Landesgelehen unterthan; die indischen Staatsangehörigen Englands gehorchen aber dem Spruche ihres Konsuls. Die Europäer, welche gewissermaßen einen Staat im Staate bilden, stehen außer aller Gerichtsbarkeit. Den niedriger gestellten Wajungu kann allerdings der Konsul eine Strafe zuerkennen; Kaufleute hingegen dürften wohl kaum zur Unterwerfung unter ein Urtheil ge-

zwungen werden können, wenigstens nicht von einem Handelskonsul. In Bezug auf Verbindung mit der Heimath waren die Europäer zu Sansibar früher übel dran. Ein regelmäßiger Postverkehr fehlte die längste Zeit hindurch gänzlich; nur zeitweilig und zu unbestimmten Zeiten erhielt man durch Kriegs- oder Handelschiffe die Briefe und Zeitungen von den Sechellen, von Bombay oder einer anderen Poststation. Oft blieb auch Monate lang jegliche Nachricht aus. Seit einigen Jahren besteht aber eine regelmäßige monatliche Verbindung mit Europa, indem die Dampferlinie „British India“, die eine Unterstüßung vom englischen Gouvernement erhält, eine Zweiglinie Aden-Sansibar-Delagoa-Bay eingerichtet hat. Endlich ist Sansibar seit drei Jahren durch die Legung eines Kabels von Aden zu den südafrikanischen Besitzungen Englands auch in telegraphische Verbindung mit Europa getreten.

Wenn auch Sansibar keinen Vergleich mit anderen tropischen, besonders indischen Handelsplätzen ausmachen kann, so ist es doch für Reisende an Afrikas Ostküste dasselbe und mehr, was Kaizo und Chartum für den Nordosten sind. In dieser an Hilfsmitteln reichen und der Küste so nahe gelegenen Stadt versorgt man sich mit allen Reisebedürfnissen, verschafft sich Empfehlungsbriefe des Sultans und findet die gastfreundlichste Unterstüßung der europäischen Kaufleute und Konsuln.



Vornehme Araberin in Sansibar.

Ein Bild aus dem Schauspielersleben.

Von Anna Löhn-Siegel.

Eine um ihrer Abkunft und Erscheinung willen interessante Persönlichkeit war Emilie Devrient, verehelicht gewesene Höffert, die einzige Tochter Ludwig Devrient's, des im Jahre 1832 verstorbenen, berühmten Schauspielers, aus seiner einjährigen Ehe mit Margarete Keffe. Ich lernte sie im Jahre 1848 am Oldenburger Hoftheater kennen, wo sie für das Fach der Antikonsumenten und ersten Mütter engagirt war. Ihre Züge glichen so auffällig denen ihres Vaters, daß dieser sie schon als junges Mädchen scherzweise „verweiblichter Ludwig“ zu nennen pflegte. Mit den Jahren mochte die Aehnlichkeit noch stärker hervorgetreten sein, wie aus der Vergleichung mit dem Portrait des großen Künstlers, das Emilie besaß, deutlich hervorging.

Dieses wunderbare Portrait, von welchem die Tochter sagte: „es lebt, es athmet“, wurde für mich zum Magnet. Auch ohne zu wissen, daß es einen der genialsten Menschendarsteller wiedergab, hätte man das Außerordentliche ahnen müssen, das diese Hülle einst umschloffen hat.

Welch ein Kopf! Der Maler hatte ihn lebensgroß wiedergegeben, aber von Hals und Schultern fast nichts sichtbar werden lassen. So hochte das merkwürdige Menschenhaupt im engen Rahmen und schaute wie aus einem Kerkereisenfenster von der Wand herab.

Emilie, die Tochter dieses Mannes und Wittve des Schauspielers Höffert, stellte das in jeder Hinsicht gefällige Antlitz des Vaters dar, trotz der Gleichheit der Linien. Dieselbe große überhängende Nase, dieselbe schmale Gesichtsförmung, derselbe scharfe Schnitt, aber die Hautfarbe weiblich zarter, sodah an den schon etwas eingefunkenen Schläfen seines blauen Geäders durchschimmerte. Die tiefdunkeln Augen blickten lebhaft und verlangend in die Welt, aber sie waren fern von jener verzaubernden Dämonie, die ein ebenso unermessliches, als unheimliches Licht und Schattenreich im Busen verräth. Neigung zum Zorn war vorhanden, aber sie wurde angefohnen durch Gutmüthigkeit und lebensfrohe Schalkhaftigkeit, die mit dem Ernste der tragischen Mütter und der sorgenvollen Familienhändler in keiner Verbindung stand. Ein Tropfen französischen Blutes pulsrte in den Adern der von den Neugierigen abstammenden Berlinerin.

Die vom Schicksal vielgeprüfte Frau scherzte und lachte noch immer gern und konnte lachend erzählen, daß sie sich schon manches Mal „vis-à-vis de rien“ befunden habe.

„Daß mein Haar noch ungefärbt dunkel ist,“ pflegte sie zu sagen, „wundert mich, wenn ich bedenke, wie viel Ursache es gehabt hat, sorgenvoll zu werden.“

Sie trug es in sorgfältig gebranntem Wellenscheitel um die Stirn gruppiert und gewirrt, und als sie es einmal zum Saß bis fast auf die Nasenwurzel herabkammte und einen forciert finstern Gesichtsausdruck annahm, rief ich unwillkürlich aus:

Ludwig Devrient, aber im Gemüthen, von der düstern Auffassung des Lebens und der Dinge zu einer verdönnenden Überzeugung, denn in Ihrem Gesicht, liebe Kallein, erscheint nun einmal, selbst wenn Sie wild blicken wollen, der gemilderte Vater.“

„Und der verwässerte Genius,“ setzte Frau Höffert mit der sie zuweilen überraschenden Selbstironie hinzu.

Als Schauspielerin zeigte sich die Tochter Devrient's intelligent und routinirt. Ihre Leistungen sowohl, als ihr Benehmen im Privatleben verriethen wohlthunend die feine Erziehung. Leider mußte sie die Schwäche und Stumpfheit ihres Organs beklagen, denn Rollen, die Kraft der Stimme und Wucht des Ausdrucks erfordern, vermochte sie nicht zur Geltung zu bringen.

Als der dramatische Dichter Robert Griepenkerl Frau Höffert zum ersten Male auf der Theaterprobe erblickte, sagte er nicht ohne Stutzen:

„Wer ist die dort, die Dunkelängige, die so elastisch dahergeglichen kommt? Eine auffallende Phisognomie, ohne sympathisch zu wirken. Doch das Auffallende wirkt nie sympathisch. Aber eine Nase, der zu Liebe man versucht werden könnte, eine ganz absonderliche weibliche Charakterrolle zu schreiben. Dann würde es heißen: die Rolle ist ihr auf die Nase geschrieben, nicht auf den Leib.“

Als einen Hauptmißstand für die dramatische Künstlerin und für das Weib überhaupt sah Emilie Höffert wie so viele andere ihrer Schwestern das Alterwerden an und stemmte sich gegen diese unbeanene Einrichtung der Natur, so viel sie vermochte. Trotz ihrer vierzig Jahre bewegte sie ihre mittelgroße, magere Figur im Leben und auf der Bühne mit einer gewissen heitern Grandezza, die sie auch ihrer Tochter, der jungen Schauspielerin Elise Höffert, als nachahmungswürth empfahl. Ueberall, wo die böse Natur anfing, es fehlen zu lassen, war sie eifrig befreit durch Kunst nachzuhelfen. Puderhauch und zarte Schminke,

schwarze Malerei der Brauenbogen und Wimpern, sogar ein rosiges Anflug um die Nasenflügel sollten über das Alter des „weiblichen Devrient“ täuschen. Leider gestatteten ihre Gagen- und überhaupt wenig geordneten pekuniären Verhältnisse nicht, auch in ihrer Toilette diesem Streben nach Verjüngung in gewissem Maße gerecht zu werden. Democh erschien Emilie stets möglichst elegant und auf der Probe nie ohne gewisse phantastische schwarze Spitzenbänge um Haupt und Wangen.

Das man die Haut am Hals und am Kinn nicht straff erhalten kann! seufzte sie in einem Anfall von Trauer über die Flucht der Jugend und Schönheit. „Das runzelt und wulstet da unterm Gesicht und redet vom Verwelken, wenn auch die Larve noch leidlich täuscht. Zudeuten, zudeken! Es bleibt keine andere Rettung.“ Also Spitzenbänge und Tüllwollen her, sobald der große modische Blendenhut von 1848 mit der hüllenden Schleife unterm Kinn abgelegt werden mußte.

Liebtlich in der Erscheinung und hoffnungsvoll als Talent, war Emilie, die achtzehnjährige Tochter Emilens, für jugendlichste Liebhaberinnen engagirt. Man konnte es aus ihren Tugaten lesen, daß sie die Enkeltochter des wunderbaren Namens dort im Wilde sei, aber alle Schärpen und Federn, die im Anflug der Mutter noch markirt waren, veranderten sich ins Goldweibliche bei Emilie.

Die begabte junge Schauspielerin wurde ungefähr zwei Jahre später nach Hamburg engagirt, gefiel sehr und erweckte die Hoffnung, der Liebbling des Hamburger Publikums zu werden. Aber die Liebe trat in ihr blühendes Leben einschneidend ein, um sie der Bühne auf immer zu entführen und ihr ein freundliches Los an der Seite eines geachteten Privatmannes zu bereiten. Da besiel ein tödtliches Nervenfieber die glückliche Braut und legte sie anstatt in die Arme des Gatten in die des Todes.

Emilie Höffert hatte außer der Tochter noch zwei Söhne, von denen ich nur einen, Louis, kennen lernte, der damals eine Schulanfänger Dödenburgs besuchte. Der junge Mensch besaß große Anlagen zum Zeichnen und einen scharfen Blick für die Auffassung alles Charakteristischen, besonders des Väterlichen. Das führte ihn zum Kariciren, worin er in Anbetracht seiner Jugend Erstmaliges leistete. Die treffendsten Wahrnehmungen haschte er wie im Fluge. Mutter Höffert sagte nicht ohne Stolz: „Er hat doch was vom Großvater. Der hatte das Genie im ganzen Menschen, Louis hat's in der Hand.“

Wie ich schon erwähnt, befand sich Frau Höffert nicht in günstigen Verhältnissen, dennoch machte sie unnütze und große Ausgaben; sie hatte etwas von der Liberalität und dem Mangel an Haushaltungskunst ihres Vaters geerbt, leider nur nicht die Mittel, um dem Juge der Freigebigkeit nach Hergenslust zu folgen. Trophäen sie immer seufzte: „Es reicht nicht, es reicht nicht zu.“ trotzdem die gute Emilie von ihrer kleinen Gage Beiträge zur Bierbischkeit und zum Schulgeld für den Bruder zahlte und sich in ihren Varderebedürfnissen aufs Auserste beschränkte, war die Mutter nur gar zu gern gastreier über ihr Können hinaus.

So sah ich dem eines Abends der Nebühnern und seit zubereiteten Karriekapiteln im Höffert'schen Familienzimmer und als mit der weinlichen Empfindung, daß meine Gastfreunde um des Souper willen vielleicht einige Tage darben mußten.

Als Frau Höffert bemerkte, wie ich von der Betrachtung des Portraits ihres berühmten Vaters kaum loszureißen war, begann sie von ihm und ihrem Familienleben in Berlin zu erzählen.

„Ich kam selten nach Haus,“ sagte sie, „befand mich wohlter in der freudlichen Erziehungsanstalt, welcher mein Vater mich seit früherer Jugend übergeben hatte. Was sollte auch ein junges heranwachsendes Mädchen, ein halbes Kind, in dem ungerathenen wüsten Haushalt? Das Theater durfte ich nicht besuchen, mein Vater hatte es streng verboten. Er hoffte auf diese Art am sichersten eine etwa aufsteigende Neigung für den verführerischen Zauber der Bühnenvelt in Komödiantenkinder zu erlösen. Er wollte durchaus nicht, daß ich mich der Bühne widmete, und als ich endlich fest entschlossen war, diesen Schritt zu thun, da es ja in des Vaters Verhältnissen immer mehr rückwärts ging, die Schulden sich häuften, seine Gesundheit untergeben war, kam es zu einer euseitigen, Raub und Wein ersäuernden Scene. Er stehe in den zärtlichsten Dänen, hielt mein Haupt mit seinen beiden Händen, die sieberbeiß waren und trampfhaft zitterten: „Emilie, Emilie, geh' nicht zum Theater, Du gehst in die Hölle. Thu' mir's nicht zu Weide, ich trage Leids genug. Emilie, ich ließ Dich was lernen, Du kannst Dir auf andere Art Dein Brot erwerben — ich Ungeheuer habe ja nichts für Dich gesammelt, wie ein guter Vater soll. Aber nur nicht zum Theater geh'n, nicht Komödiantin

werden, mein Kind! Es sieht lachend aus und dahinter lauern die Teufelsbraten.“ — Und ich ging doch! Aber was blieb mir auch anderes übrig, da ich nicht als Näherin, Klavierlehrerin oder Haushälterin arm-selig durchs Leben schleichen mochte? Als der Vater starb — ach, wie früh, zu früh für die Kunst und für sein armes Kind — fanden sich nur zerrüttete Verhältnisse, Bücherschulden. Ich dankte Gott, daß mir dies Bild aus dem Untergange des ganzen Hauses gerettet worden war und noch einige kleine Andenken an meinen großen und doch so unglücklichen Vater.“

Die Tochter des größten deutschen Schauspielers hatte am Theater wenig Rosen gepflüzt, aber Dornen waren ihr reichlich geworden. Von ihrem Gatten erzählte sie nichts, und ich hatte nicht den Muth nach ihm zu fragen. Er war Schauspieler gewesen, aber wohl nicht talentirt genug, um einen Aufschwung zu guten geicherten Stellungen nehmen zu können.

Als Louis, ihr jüngster Sohn, der begabte Karikaturist, einmal durchs Zimmer ging, in welchem wir uns befanden, und als ich die Aehnlichkeit des jungen Menschen mit dem Großvater hervorhob, besonders die tief-schwarzen glühenden Augen und das buschige, über die Stirn hereinwallende Haar, sagte Frau Höffert, die Hände faltend:

„Ach, mein Gott, und hat gerade dieses Kind mir Noth gemacht! Ein Wunder, daß es leben blieb und gedieh. Wir befanden uns an einem kleinen Theater, als Louis geboren wurde. Die ersten Liebhaberinnen des Dramas und der Tragödie waren damals mein Fach, ich mußte kaum acht Tage nach der Geburt des Knaben schon wieder als Maria Stuart auftreten. In den Zwischenacten wurde er hinter die Koulissen gebracht. Der kleine Keel nahm nichts Anderes, als die Muttermilch, er wäre eher verdurftet. Ich sagte ich mir in kummer-vollen Nächten: Und das ist das Los der einzigen Tochter des großen weltberühmten Ludwig Devrient, über den sie schreiben, den sie feiern? Doch er hatte es mir voraus gesagt: Es sieht lachend aus, das Theater, und dahinter lauern die Teufelsbraten.“

Dennoch fand Frau Höffert mit jener unerklärlichen Schnellkraft der Schauspielerinnatur nach den tragischsten Ausbrüchen des Schmerzes den Humor sogleich wieder. Louis wollte durchaus Seemann werden, die Mutter mochte ihn dem trügerischen Elemente nicht überlassen, hoch auch wenn er auf dem festen Lande bliebe, eine bessere Stütze für ihre alten Tage an dem talentvollen Sohne zu gewinnen.

Scherzend und zugleich drohend rief sie ihm zu, als er vom Helden-thume des Seefahrers schwärmte:

„Louis, Louis, denk' an den fliegenden Holländer, das furchtbare Seegepennt, und schreck' Dich Der nicht, so denk' an das Tausende, das die Proja zu dem poetischen Seeheldenthum liefert, und das den Rücken des armen geplagten Schiffsjungen nur zu oft blau färbt, ehe er an irgend welchen Aufschwung denken kann.“

Dennoch hat sich der Eufel des großen Künstlers den Wassergeistern mit Leib und Seele verschrieben. Als Emilie Höffert mich nach mehreren Jahren in Dresden einmal aufsuchte, sagte sie:

„Er ging zur See, ich weiß nicht, auf welchen Gewässern er jetzt schwimmt. Vielleicht liegt er schon auf dem Meeresgrunde gebettet. Der Andere ist Photograph in Rußland, wer weiß in welchem Winkel des Niesenreiches. Ue, meine schönste Hoffnung, ist todt. Mit dem Braut-tranze im Haare sah ich sie auf der Bahre liegen, als ich kam, sie zum Trau-Altare zu geleiten. Welche Tragödie! Ich selbst bin als kometische Alte — wahrlich, es ist kometisch, tragikomisch zum Weinen — mit einer winzigen Gage am Resmüller'schen Sommertheater im Großen Garten hier bei Dresden angeheilt. Bis zum Herbst heißt das. Wenn die Wänter fallen, falle auch ich, bin ohne Engagement. Das ist das Geschid der unmittelbaren Nachkommen des großen Ludwig Devrient. Ich muß lachen, wenn die Schriftsteller Theatergeschichten erfinden, erfinden. Das sind Zerrbilder. Die Wirklichkeit ist und die Schauspieler sind so ganz anders, als in diesen Büchern. Wenn ich einmal wieder nach Dresden komme, bringe ich Ihnen meine interessantesten Briefe mit und was ich sonst aufgeschrieben habe über mein Schauspielerleben. Sie werden lachen, aber noch mehr weinen.“

Die Jahre vergingen, aber Emilie Höffert kam nicht wieder. Ihr berühmter Koutin, Emil Devrient, mein Kollege, den ich einmal nach ihr frag, schien unangenehm berührt durch die Erwähnung und sagte, indem er sich von mir abwandte, in elegischem Tone:

„Ach, lassen Sie das. Verschollen!“

Blätter und Blüthen.

Dank und Bitte. Aus den drei Instrumenten, „zwei noch ganz neue Tafellaviere und ein Flügel“, welche Herr C. L. Gläz (Hof-Pianofortefabrik zu Friedberg in Hessen) uns zuerst namentlich für arme Lehrertöchter zur Verfügung stellte, sind nun sogar sechs geworden, und freudigster Dank hat sich für den edlen Mann angesammelt, der mit so wahrhafter Herzenslust des Wohlthuns seine werthvollen Gaben vertheilt. Wie wir bereits (in Nr. 27 des vorigen Jahrgangs) andeuteten, war ein Flügel für einen Lehrer in Schlesien bestimmt, um es ihm möglich zu machen, durch Privatunterricht seine Familie besser zu stellen. Er hat nun seinen Flügel, und wir hoffen, daß die gute Absicht auch in Erfüllung geht.

Ein Flügel kam ins Algäu zu einem Pfarver, der nicht im Stande war, sich selbst nur das billigste Klavier anzuschaffen, und doch in seinen Kindern sieben Singbögelchen hat, zu denen ein Instrument gehörte. Die Antwort von dort lautet: „Von den sieben Singbögelchen ist mittlerweile das älteste nach München entzogen, aber der Storch hat die Zahl der Dabeingeblienen wieder voll gemacht und sie Alle umlagerten gefesselt und umlagern heute noch das Wunderding, das auf einmal Leben ins

stille Pfarrhaus gebracht und ihre Liedlein so herrlich begleitet. So empfangen Sie denn tausend Dank für den uns bereiteten „Festtag“ und für den x. Gruß noch ein Extra-Bergelitzgott!“

Eine solche fröhliche Sieben finden wir auch beim andern Instrument, das einer Lehrertöchter jugend, die als Großmutter bei den Jüngern lebt. Von dort schreibt sie: „Wenn ich zeichnen könnte, schicke ich Ihnen als Dank für Ihre Güte ein Bildchen: die Großmama am Klavier, Vater und Mutter im Hintergrund, unsere sieben Lieblinge mädchenstill mit glänzenden Augen zur rechten und zur linken Seite, — wie viel frohe Stunden haben Sie uns bereiten helfen! (Ueber später eingegangene Gaben aus Nürnberg, Chemnitz, Schöneberg bei Berlin x. im nächsten Bericht!)“

Schön wäre es doch, wenn von den vielen großen Pianofortefabriken Deutschlands und Oesterreichs sich wenigstens noch einige an diesen Dankes-erwerbungen beteiligen möchten. Es giebt noch unzählige arme Lehrer, und auch arme Pfartherren, in vereinten und fargen Stellungen, denen eine Seelenerhebung durch die Tonkunst zu gönnen wäre und deren einzige Musik jetzt nur gar zu häufig darin besteht, jahraus jahrein Trübsal zu blasen. H. Hm.

Unterwegs. (Mit Illustration S. 93.) Eine eigene Sache ist's mit dem Urlaub im Herrendienste, denn dieser ging in der „guten alten Zeit“, wie manlich bekannt, zuweilen „vor Gottesdienste“. Und doch hat Franz, der Reiterknecht des gnädigen Herrn, Urlaub, dem daheim heirathet seine Schwester, die blonde Nele, Nachbars August. Ja, nicht einmal zu Fuß braucht er die fünf langen Stunden Weges abzumachen, er durfte einen Adergaul nehmen. Zwar ist's ein „Werfer“, man liegt im Sattel drei Fünfte hoch, und schwer ist er auch im Trabe mit seinen gewaltigen Knochen. Aber was thut's, Franz nimmt eine Hefeweische, und die großen Sporen an den langen Reiterstiefeln werden das Weitere besorgen. Nun noch den Hochzeitsstrauch an den Hut, den reinen weißen Hendentragen weit übers Köpfe geschlagen, und mit Husfa geht's los, gefolgt von Diana und Nimrod, die anzunehmen scheinen, daß ihre Begleitung von der Hefeweische unzertrennlich sei. Eilig hat's der Franz, sehr eilig.

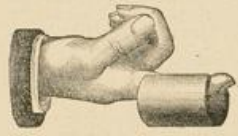
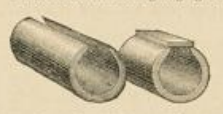
Gleichwohl aber macht er eine kurze Rast auf dem Wege, denn des Schenkwirths muntere, dralle Tochter stand, als er vorüber reiten wollte, gerade am Brunnen und lud ihn ein, sich und seinem Koffe einen Trank zu gönnen, und — das Mädel war gar so hübsch; er konnte nicht anders.

Jetzt steht er denn bei der ländlichen Schönen, die dienstwilligen dem darsüßigen Koffe seinen vom Nimrod benediceten Trank reicht, und macht ihr einige „Plattwjen“, welche die hübsche Wirthstochter — obgleich sie in halber Verlegenheit den Blick abwendet — ihrem Lächeln nach zu schließen, nicht ungen zu hören scheint. Die Antwort aber, welche sie dem Franz giebt, scheint gerade nicht darnach angethan, denselben daran zu mahnen, daß er höchstens fünf Minuten Rast machen wolle. Ob Franz unter diesen Umständen am Ende gar zu spät oder — gar nicht zur Hochzeit reitet?

Das Hypnoskop. In Ruh und Frommen der Anhänger des Hypnotismus hat Dr. Chorowicz in Paris eine neue Verwendung des Magneten in Anregung gebracht, mittelst welcher man im Stande sein soll, sofort zu erkennen, ob eine beliebige Person in den hypnotischen Zustand verlegt werden kann oder nicht. Der hierzu vorgeschlagene Magnet hat, wie aus der Abbildung ersichtlich, eine röhrenförmige Gestalt. Die an dem oberen Schlitze befindlichen freien Ränder bilden die beiden Pole des Magneten, an die, wie bei den bekannten Eisenmagneten, ein Stück weichen Eisens, der sogenannte Anker oder die Armatur, gelegt wird. Auf unserer Abbildung sehen wir rechts das Hypnoskop mit der Armatur, links dagegen ohne dieselbe. Nachdem man den Anker herausgenommen, steckt man den Finger des auf die hypnotischen Eigenschaften zu Prüfenden derart in den Magneten, daß der Finger beide Pole berührt. Nach etwa zwei Minuten wird der Finger herausgezogen, und man bemerkt an demselben, falls der Patient empfindlich ist, verschiedene Erscheinungen wie Ameisenlaufen, Gefühl der Trockenheit, unwillkürliche Bewegungen, Unempfindlichkeit, Lähmung, Steifheit, jedoch nur auf wenige Augenblicke. Treten letztere vier Erscheinungen auf, so hat der Betreffende die Neigung, leicht in den hypnotischen Zustand zu verfallen.

Die oben bezeichneten Erscheinungen treten bei etwa 30 Procent von den herangezogenen Personen auf, sodas 70 Procent der Menschheit nicht hypnotisierbar sein dürften.

G. van Nuden.



Die Erdbeben in Spanien. Noch läßt sich der Schaden, welchen die großen Erdbeben in den letzten Dezember tagen vorigen Jahres in den Provinzen Murcia und Granada angerichtet hatten, genau nicht feststellen. Es unterliegt aber keinem Zweifel mehr, daß die Katastrophe zu den fürchterlichsten gehört, die jemals Spanien heimgesucht hatten. Der Verlust an Menschenleben zählt nach Tausenden, und der materielle Schaden wird auf 24 Millionen berechnet. Gegen 40 Städte und Dörfer wurden durch die Erdbeben vernichtet, und allein in der alten Maurenfestung Alhama soll die Zahl der Todten und Verwundeten 600 betragen. Sonderbarer Weise haben die alten berühmten Denkmäler der maurischen Baukunst dem Aufstrome der Elemente Stand gehalten.

Die herrliche Alhambra ist unversehrt geblieben und nur La Giralda, der bekannte Glodenthurm in Sevilla, der höchste Spaniens, ist so stark beschädigt worden, daß man seinen Einsturz befürchtet. Derselbe wurde im Jahre 1196 von Abu Jussuf Yusuf in der Höhe von 82 Metern erbaut; später im Jahre 1568 ließ Fernando Ruiz das obere 32 Meter hohe Stück hinzubauen, sodas gegenwärtig die Höhe desselben 114 Meter beträgt; durch ihre 22 harmonisch gestimmten Glocken ist die Giralda weit und breit berühmt.

Jenes herrliche „Paradies Südspaniens“, das jetzt die Stätte des größten Elends bildet, hat Fritz Bernick erst vor Kurzem in der „Gartenlaube“ geschildert. Wir wollen hoffen, daß den Schwergelährten baldige und reichliche Hilfe zu Theil wird (vergl. unsern Aufsatz in Nr. 5) und Glück und Frieden in das verwüstete Land wieder ihren Einzug halten.

„De oll plattdütsch Modersprak!“ In unserer Alles nivellirenden Zeit droht auch die Volkssprache Norddeutschlands auszusterben, das Plattdeutsche. Es ist ein unausbleiblicher Proceß, bedingt durch die allgemeine Wehrpflicht, durch die bessere Erziehung des kleinen Mannes, durch die fortschreitende Bildung und durch die immer mehr sich andrängende

Verkehrswege. Da ist es nur zeitgemäß, wenigstens literarisch die alte Sassenprache vor dem Untergange zu retten und zu schützen. Und welche eine reiche, große, merkwürdige Vergangenheit besitzt gerade „de oll Modersprak!“ Anschaulich tritt uns dies entgegen aus der jüngst erschienenen „Geschichte des niederdeutschen Schauspiels“ von Karl Theodor Gaedert (Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1884). Die Schaubühne ist ja der beste Spiegel für das gesammte Volksleben, und vornehmlich die plattdeutsche. Der Reiz des Fortschritts verbindet sich mit dem Talente des Dichters, um ein Stück altfächlicher Kultur- und Literaturgeschichte zu bieten, dem der Reiz poetischer Gestaltung nicht fehlt. Bei Karl dem Großen beginnend durchstreifen wir ein Jahrtausend bis in die neueste Zeit, und in jedem Sæculum tritt uns eigenartig, voll urwüchsiger Kraft, in rührender Naturkeit, mit unwiderstehlichem Humor das plattdeutsche Theater entgegen. „Von den Anfängen bis zur Franzosenzeit“ handelt der erste Band, der zweite befaßt sich mit dem 19. Jahrhundert. Gut gewählte Proben voll Scherz und Ernst illustriren den Text.

Zum zehnjährigen Todesstage Fritz Reuters gab ferner Gaedert aus dessen Nachlaß „Reuter-Reliquien“ (Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar) heraus. Die Papiere des Sündenters Reuter, neue Mittheilungen aus seinem Leben, die vielbesprochene Urgefalt der Stromtid auszüglich, eine medlenburgische Luftballonfahrt, Lieber, Sprache, Briefe: aus all diesem werden wir den unvergleichlichen Humoristen noch mehr lieb gewinnen.

Karl Kehr †. Einer der verdientesten Schulmänner der Neuzeit, der Seminardirektor und Schultath Dr. Karl Kehr zu Erfurt, ist am 19. Januar d. J. im Alter von 55 Jahren gestorben. Kehr erwarb sich durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Volksschul-Pädagogik einen in den weitesten Kreisen hochgeachteten Namen. Unter seinen Werken wurde namentlich „Die Praxis der Volksschule“ für die Belebung und Vertiefung des Volksschulunterrichtes von eingreifendster Bedeutung.

Allerlei Kurweil.

Karneval-Räthsfel.

Auflösung des Anagramms „Die Signette“ in Nr. 5: Läst man die Buchstaben der Firma „Gehr. Rügen“ aufeinander folgen, wie die über ihnen stehenden, so durch 1, 2, 3, 4. Schattentribe markirten Beeren es andrücken, so erhält man den Namen des durch seinen Wein bekannten schlesischen Bäderorts „Grüdenberg“.

Kleiner Briefkasten.

E. G. Auch wir haben die betr. Reize gelesen. Das ist da zu machen! Karnevalzeit! Zu bebauern ist mir, daß durch viele aus dem Zusammenhange gerissene Mittheilungen die Sache in ein ganz falsches Licht gerückt und das Sammelwerk für die armen Hinterbliebenen thatsächlich geschädigt worden ist.

Dr. Fr. A. . . Wir bitten um genaue Angabe Ihrer Adresse.

Verdräbende Pragerin in England. Für den Stil der Annoncen in der Zeitschrift sind wir nicht verantwortlich.

V. I. Hier kann nur der Reiz helfen, der Sie persönlich interessiert hat.

G. A. in Würnn. G. V. in Wiesbaden: Nicht in der „Gartenlaube“ erschienen.

Kr. W. in Schwelm. Fragen Sie einen Rechtsanwalt.

N. Z. in W. Ein solches Mittel giebt es nicht.

H. V. in Mienburg. Werden Sie sich auf die Buchhandlung Ihres Wohnortes, die Ihnen sicher Werke der gewünschten Art vorliegen kann.

Clara A. in A. Lieber Johannes Scherr vergl. Sie Jahrgang 1867, S. 469.

Luise S. in G. (Gers). Sie werden das Gesuchte finden in Heinrich Dünker „Die Sage vom Doktor Faust“ (2. Aufl. 1887).

A. in P. Die gewünschte Adresse erachtet sich aus der betr. Biographie. — E. Marcell's Bildnis erschien im Jahrgang 1868, S. 21.

D. N., Leiterin der Garten. Geben Sie uns Ihre Adresse und den Namen Ihrer Mutter an, nur dann kann geholfen werden. Für anonyme Zuschriften haben wir kein Antwort, das ist nun oft genug gesagt worden. Oder gilt es, eine Adresse zu suchen, aus Sie nennen uns nicht einmal Ihren Namen?

H. S. in H. „Riehende Bitte“ und „Der Himmel der Erinnerung“, nach Stoff und Form nicht geeignet.

A. G. in Dorau. W. H. in Tetschen. Ein Freund echter Poetik. Col. G. in Wien. A. S. in Hauen. A. W. in A. Otto W. G. S. aus Hannover. Nicht geeignet.

Eine alte Anhängerin der „Gartenlaube“. Gegen Nachahmung des Titels schäzt das obelg nicht.

Edvard A. in Chemnitz. Stahlstrabföhren reinigt man am besten mit einem feinenen Luche, indem man die Drehte einzeln sauber abreibt. Letztere Reinigung erzieht das Geföhrt.

Inhalt: Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Roman von E. Maritt (Fortsetzung). S. 89. — Schönes Bauerntöbchen. Illustration S. 89. — Ferienstudien am Teufelsbrunnen. Von Carl Bogt. Weiser und Männlein. (Schluß). S. 94. — Deutschlands Notensalbtreibungen. Sanibar. Von Oscar Landst. S. 96. — Mit Illustrationen S. 96, 97, 98, 100, 101 und 102. — Ein Bild aus dem Schauspielerleben. Von Anna Lohu-Ziegel. S. 102. — Wälder und Wälder: Dant und Wälder! S. 103. — Unterwegs. S. 104. — Mit Illustration S. 93. — Das Hypnoskop. Von G. van Nuden. Mit Abbildungen. — Das Erdbeben in Spanien. — De oll plattdütsch Modersprak! — Karl Kehr †. — Allerlei Kurweil: Karneval-Räthsfel. — Auflösung des Anagramms „Die Signette“ in Nr. 5. — Kleiner Briefkasten. S. 101.

Verantwortlicher Herausgeber Adolf Kröner in Stuttgart. Redacteur Dr. Fr. Hofmann, Verlag von Ernst Kell's Nachfolger, Druck von H. Wiede, sämmtlich in Leipzig.